

Der Bote aus dem Ruhrtal.

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von E. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Zanker in Hattingen-Ruhr.

Anzeigengebühr: 12 1/2 Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Vergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Ankenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie siehts aus in der Welt.

Unter der lebhaftesten Anteilnahme weitester Volkskreise feierte am 14. August

Prinz Heinrich

seinen 50. Geburtstag. Von jeher hatte der Prinz die Sympathie des deutschen Volkes besessen; als Vertreter seines kaiserlichen Bruders kam er bei vielen Gelegenheiten mit Reuten der verschiedensten sozialen Stellungen in Berührung, überall zeigte er sich als kerndeutscher Mann, der allem gezeigten Wesen abhold; darum wird er auch vom Volke verehrt und geliebt. Mit fünfzehn Jahren begann Prinz Heinrich als Kadett auf dem Schiffschiff „Niobe“ seine Seemannslaufbahn, dann ging es aufwärts bis zum Chef der aktiven Seeschiffslotte; seit 1909 ist er Generalinspekteur der deutschen Marine. Seine Verdienste um unser Flottenwesen sind ja hinlänglich bekannt. Was den Prinzen besonders auszeichnet, ist sein persönlicher Mut. Er war einer der ersten deutschen Offiziere der das Pilotenzeugnis für Luftflug erlangte. Mit sicherer Hand steuert er auch sein Auto, und wenn heute die deutsche Automobilindustrie einen solchen bedeutenden Erfolg aufzuweisen hat, darf Prinz Heinrich einen großen Teil dieses Fortschrittes auf sein Konto setzen.

Er kennt aber auch die Arbeitsstätten des Industriearbeiters und weiß ihre Arbeit zu werten. Während die rote Presse über Teilnahmslosigkeit des kaiserlichen Hofes zum Unglück auf Seck, „Vothringen“ schimpfte, zugleich aber große Anführungen von Gewerkschaftsführern und Tanzvergnügen brachte, weilte Prinz Heinrich auf der Unglücksgrube um unten in der tiefen Erde, an Ort und Stelle, sich selbst von der Schwere des bergmännischen Berufs zu überzeugen.

Unter zahlreicher Beteiligung fand in Aachen

der 59. Katholikentag

statt. „Alle Wege führen nach Rom“, das war die Grundthema der Tagung. Und im Mittelpunkt der Betrachtung stand die „Jesusfrage“ und das Thema: „Das Papsttum — der Hort der Autorität“.

Auf der Aachener Tagung fand auch die Generalversammlung des Volksvereins für das kathol. Deutschland statt. Der Direktor erstattete den Jahresbericht: Die Einnahmen und Ausgaben für das Vereinsjahr 1911 schloßen mit 665 802,46 Mark ab bei einer Mitgliedschaft von 690 149 Personen. Die Zentralstelle nahm ein aus Mitgliedsbeiträgen 552 194,82 Mark, an sonstigen Geldern 48 538,12 Mark, so daß die Einnahmen im ganzen 600 732,94 Mark betragen. Noch im letzten Jahre sind dem Rufe 27 346 neue Mitglieder gefolgt. Insgesamt beträgt der Mitgliederbestand 728 073 Personen.

Diese Zahlen lassen erkennen, daß der Volksverein für das kathol. Deutschland im öffentlichen Leben eine große Rolle spielt. Es wäre sehr gut, wenn der evangel. Volksteil nach dieser Richtung etwas lernen wollte. Weniger nörgeln und kritisieren, dafür aber fleißiger und treuer arbeiten, das könnte unsere evangl. Bewegung vorwärts bringen.

Vor einigen Jahren wurde von der polnischen Presse

Frankreich als Dorado für polnische Arbeiter bezeichnet. Zwar klagten die dortigen gesandten Leute über

geringen Verdienst, schlechte und ungeeignete Beköstigung und schwere Arbeitsbedingungen, doch darüber ging man in polnischen Kreisen leicht hinweg, man vertröstete auf die Zukunft. Jetzt muß das polnische Arbeitsbureau in Paris nachdrücklich vor dem Zuzuge nach Frankreich warnen. Das Bureau hat die Erfahrung gemacht, daß polnische Arbeiter in Frankreich oft lange Zeit keine Arbeit finden können und buchstäblich Hunger und Elend leiden müssen. — Da haben es die polnischen Arbeiter in Deutschland besser.

Frankreich

ist nach Meldung seiner Blätter mit den Erfolgen seines Ministerpräsidenten sehr zufrieden. Zwar hat der Chef des russischen Admiralsstabes, Fürst Ljeben es für nötig gehalten, die herausfordernde Sprache der französischen Zeitungen etwas zu dämpfen, denn er gibt öffentlich bekannt:

„Ich habe in Paris ein Marine-Abkommen weder vorbereitet noch unterzeichnet. Es war ein reiner Zufall, daß ich vor Poincarés Reise in Frankreich war. Wir haben uns natürlich über das Ergebnis der Reichsrumabhandlungen zum Flottengesetz unterhalten, aber nicht einmal technische Fragen sind irgendwie festgelegt worden.“ Die Erregung der französischen Presse bezeichnet Fürst Ljeben als Mäandern: ausdrücklich erklärt er, daß die Besprechungen ohne jede politische Bedeutung waren und auch im übrigen fürchtbar aufgebauscht worden seien. Versicherungen, als sei ein deutsch-französisches Abkommen abgeschlossen, die ihm die französische Presse in den Mund lege, seien einfach unwahr. Ein Marine-Abkommen, sagte Fürst Ljeben noch, hätte ja auch gar keinen Sinn, da Rußland erst mit dem Bau der Flotte beginne.

Immerhin darf festgestellt werden, daß Beschlüsse von weittragender Bedeutung in Petersburg gefaßt sind. Die offiziellen Auslassungen dokumentieren vollste Uebereinstimmung in allen Grundfragen, die Verankerung von der Erhaltung des Friedens ist Deklaration, weiter nichts. Die Franzosen ruhen nicht eher, bis man Streit mit uns angezettelt, und Rußland soll dann mit seiner Flotte gegen uns wirken. So kalkulieren die Franzosen. Die Russen aber freuen sich über den neuen Geldgeber, denn ohne französisches Geld keine russische Flotte.

Fürcht vor ihren eigenen Schiffen haben die französischen Marine, wie sich das anlässlich einer Kesselrochexplosion an Bord des Panzerschiffes „Verite“ im Hafen von Toulon zeigte. Wegen der starken Rauchentwicklung glaubte die Mannschaft, die Pulverkammer wäre in Gefahr, und 250 Mann der Besatzung kürzten sich Hals über Kopf ins Meer und waren erst nach mehreren Stunden zu bewegen, an Bord zurückzukehren. Inzwischen hatte der auf dem Schiff verbleibende Teil der Mannschaft einen großen Teil der Pulverkammer unter Wasser gesetzt, so daß eine Katastrophe ähnlich denen auf den Panzerschiffen „Zena“ und „Liberte“ vermieden wurde. Man kann wohl verstehen, daß die französischen Matrosen infolge der zahlreichen Pulverexplosionen nervös geworden sind, aber daß sie aus Anlaß einer geringfügigen Kesselrochexplosion die Flucht ergreifen und nicht an Bord zurückkehren wollen, hatte man noch nicht gewußt. Und mit diesem Material will man Deutschland niederringen!

Der Sultan von Marokko hat sich auf den Altenteil zurückgezogen. In dem französischen Badeort Nizza wird der alte Sultan sein verschwenderisches Leben fortsetzen; mit

vollen Händen wirft er das Geld zum Fenster hinaus. Auf jeden Fall hat er mit Frankreich einen fetten Vertrag abgeschlossen und verprakt zum Summen, die Frankreich mit Zins und Zinseszins aus dem armen marokkanischen Volke herauspressen wird. Wenn sich die Eingeborenen gegen solche erbärmlichen Lumpereien und Schiebungen wehren, soll man nicht den Kopf schütteln. Die Raubpolitik der glaubenslosen Weißen schießt bedenklich ins Kraut. Dem Christentum dreht sie aber daraus den Strid, und liegreich dringt der Mohammedanismus in der Heidenwelt vor.

Um im Falle einer

Revolution in der russischen Grafschaft Uster

eingreifen zu können, hat das englische Kriegsministerium die größten Vorsichtsmahregeln getroffen. In der Tat ist die Lage sehr ernst, da die Protestanten, die der Homerule feindlich gesinnt sind, eine Organisation organisieren wollen.

Ueber die Verhängung des Belagerungszustandes über Kronstadt und Sebastopol

erfährt die Pariser „Agence Journal“, daß die russische Regierung aus dem Grunde sich zu dieser Maßnahme entschlossen habe, weil es in ganz Kronstadt und Umgebung gäre. Der Ausbruch blutiger Unruhen sei täglich zu erwarten. Trotzdem seien die maßgebenden Kreise in Rußland optimistisch gestimmt, sie hoffen, daß jeder Versuch, die öffentliche Ordnung zu stören, sofort niedergeschlagen würde. Andere Nachrichten belagen, daß der größte Teil der russischen Kriegsmatrosen derart von umstürzlerischen Ideen verlehrt sei, daß die Offiziere es nicht mehr wagen, sie anders als mit Glacéhandschuhen anzufassen. Daß man auch über Sebastopol den Belagerungszustand verhängt habe, beweise klipp und klar, daß es in der Hauptsache wieder einmal die Kriegsmarine sei, welche sich zur Trägerin der revolutionären Umtriebe gemacht hat, von denen Rußland bedroht werde.

König Ferdinand von Bulgarien

feierte sein 25jähriges Regierungsjubiläum, an diesem Ereignis nahm das Volk lebhaften Anteil. König Ferdinand hat ein Unrecht darauf, von seinem Volke geliebt und verehrt zu werden, in ruhiger und besonnener Weise förderte er die Wohlfahrt seines Volkes, und wenn heute Kultur und Zivilisation in seinem Lande herrschen, dann darf der König mit Stolz behaupten, daß er ein gut Teil dazu beigetragen. Es ist durchaus nicht leicht, ein schnell erregbares, trieglustiges Völkchen durch alle politischen Fährnisse und Brandungen hindurchzuführen, ohne selbst Schiffbruch zu leiden. König Ferdinand hat es geschafft verstanden den Frieden zu erhalten und sein Land insonderheit auch das Meerwesen vorwärts zu bringen. Es darf auch angenommen werden, daß die jetzige Spannung mit der Türkei glücklich vermieden wird. Zwar pochen die kampflustigen Bulgaren auf ihre vorzügliche Armee, die alle Feinde ringsum im Schach gehalten, jetzt will man die Truppen auch einmal im Angriffskampf erproben. Da bedarf es aller Weisheit und Tatkraft des Königs, diese schwierige Situation, zum Wohle ganz Europas, glücklich zu überwinden.

Die „Nordb. Allgem. Zeitung“ widmet dem Jubilar ehrende Worte, sie schreibt:

Als König Ferdinand im August 1887 zum ersten Male

Aus dem Leben eines Artisten.

Eine Geschichte aus dem Künstlerleben von Metella Kron. (Fortsetzung.)

Als hinter Toddy unter rauschendem Beifall der Vorhang gefallen war, eilte Zora hinter die Bühne, um ihren Liebsten zu beglückwünschen. Da aber die Kollegen ihn umdrängten, mußte sie sehr vorsichtig in den Aushörungen ihrer Freude über seinen Erfolg sein.

„Kann ich Dich nicht wenigstens ein paar Minuten noch sprechen?“ raunte er ihr zu, als sie ihm die Hand reichte und ihre Gratulation anbrachte.

„Zieh' Dich schnell um und dann komm' in den Park, ans Rosenparterre,“ erwiderte sie ebenfalls leise.

Als er zehn Minuten später an dem bezeichneten Ort stand, fand er Zora bereits dort. Es gingen aber so viele Menschen hier überall spazieren, daß sie nicht wagen, auch nur einen Kuß zu tauschen. Schweigend wanderten sie Hand in Hand in den weniger hell erleuchteten Gängen und erst nach einer ganzen Weile hub Toddy zu sprechen an.

„Ich werde morgen zu Deinem Vormund kommen und ihn um Deine Hand bitten —“ sagte er.

„Um Gotteswillen!“ stieß Zora erschrocken heraus.

„Ja nicht!“

„Ja, warum denn nicht? Er ist gar nicht so finster und unangenehm, wie die Leute alle sagen. Er ist sehr freundlich gegen mich gewesen, ich bin überzeugt, daß er mich sehr schätzt.“

„Nun mußte das Mädchen doch hell aufschauen. „Daß er“ Dich sehr schätzt —“, er, Luigi Peretti?“ kam es haunend von ihren Lippen. „Er hat Dich gern, aber um von „ihm“ geschätzt zu werden — sehr geschätzt — ach Toddy, Toddy!“

„Warum soll er mich denn nicht sehr schätzen?“ fragte

der junge Künstler, dem sein Erfolg zu Kopf gestiegen war, beleidigt.

„Aber Toddy — den! doch, ein Mann wie Luigi — so einen gibt's ja gar nicht wieder auf der Welt! Und von dem so zu sprechen, so — das klingt ja wirklich komisch!“

Toddy wunderte sich wohl über die unbegrenzte Bewunderung des Doktors, die aus Zoras Worten sprach, aber im Grunde doch nur, weil sie jenem gegenüber ihre Geheime nie los zu werden vermochte. Sein harmloses Gemüt konnte dieses beides nicht in Einklang mit einander bringen — wenn er weniger harmlos gewesen wäre, hätte er vielleicht andere Schlüsse daraus gezogen.

„Gleichviel — ich geh' doch morgen zu ihm,“ trostete er. Bevor sie noch Zeit zu einer Antwort gefunden hatte, war aus einer Seitenallee die Italienerin Joannita Benoschi getreten. Ihre schwermütigen dunklen Augen hatten forschend auf dem Paar.

„Man darf uns nicht hier beisammen sehen,“ flüsterte das junge Mädchen seinem Begleiter zu. „Geh', laß mich allein — wir wollen getrennt nach dem Varietee zurückkehren. Und noch einmal, Toddy, laß den Hand und komm' morgen nicht zu uns.“ Und seine Hand loslassend, glitt sie hinter Gebüsch, um dort zu warten, bis die Italienerin vorbei war.

„Hoffentlich hat sie uns nicht erkannt,“ dachte sie.

„Sie hat uns erkannt,“ sagte sich Toddy. „Ein Grund mehr, um morgen um Zoras Hand anzuhaken.“

Nach einer Weile war die Gestalt der Benoschi hinter Bäumen verschwunden und Zora konnte es wagen, aus ihrem Versteck hervorzukommen. Im Grunde belustigte sie dieses Spiel, sie fand auch das romantisch. Ueberhaupt — diese heimliche Brautchaft mit Toddy war nicht ohne Reiz. Sie hatte so viele Romane gelesen und jetzt kam es ihr vor, als ob sie selbst einen erlebte. Und wie schön der

Toddy heute ausgesehen, wie man ihn umjubelt hatte! Sein Erfolg berauschte sie mehr, als es je der freudigste Beifall getan, den man ihr selbst allabendlich spendete.

Heute war sie tatsächlich davon überzeugt, daß sie ihn liebte.

7. Kapitel.

Der Doktor Peretti hatte schon vor mehreren Wochen einen Privatdetektiv angestellt, um die Lendva überzuwachen zu lassen. Durch den Mann erfuhr er denn allerdings, was seine Sorgen vermehrte. Er war ihm, daß die Lendva auf großem Fuß lebte, aber keine nachweisbaren Einnahmequellen, dagegen bedeutende Schulden hatte. Sie konnte sich kaum vor ihren Gläubigern retten. Weiterhin erzählte ihm der Detektiv, daß sie mit einem deutschen Rechtsanwalt, der in Berlin wohnte, in Briefwechsel stand und auch öfter aus Genua Schreiben erhielt. Peretti gab diese Korrespondenz kein Rätsel auf, denn bei dem Rechtsanwalt wollte sie sich sicher Rat holen, wie sie es anzufangen hätte, um ihre Mutterrechte über Zora geltend zu machen, und Genua war die Stadt, in der sie zuletzt mit dem Zigeuner Lendva gelebt und wo sie dazumal Zora verlassen hatte. Sicher trachtete sie von dorther die nötigen Beweise zu erhalten, die sie vor Gericht brauchte, um darzutun, daß Zora ihre Tochter war.

Gott sei Lob und Dank, daß er wenigstens jenes für die Frau so kompromittierende Papier besaß! In seinem Anblick schöpfte er stets Trost, wenn er so namenlos verzagt und ratlos war. Dieser kleine Zettel war doch immerhin eine Waffe, die er gegen sie führen konnte — wohl die wirksamste von allen. Zu ihr nahm er auch heute wieder, als die Sorgen ihn überwältigen wollten, seine Zuflucht.

den Boden Bulgariens betrat, äußerte er bei seiner Begrüßung: „Ich hoffe, daß ich Bulgarien auf friedlichem Wege den Segnungen der Kultur und der Zivilisation entgegenführen und auf die Höhe erheben werde, die ihm in der Reihe der europäischen zivilisierten Staaten gebührt.“ Diese Zusage hat König Ferdinand in vollem Umfange erfüllt. Unter seiner Regierung hat das Land in kultureller und wirtschaftlicher Beziehung sehr große Fortschritte gemacht. Sohe Anerkennung verdient die sorgsame Pflege der auswärtigen Beziehungen Bulgariens durch den König, der es verstanden hat, das Land auf friedlichem Wege zu der angesehenen Stellung emporzuführen, die Bulgarien von den Mächten bereitwillig zuerkannt wird. An Schwierigkeiten hat es gewiß nicht gefehlt; sie sind aber noch immer ohne Erschütterung des Friedens überwunden worden. Eben jetzt gehen die Wogen der Erregung in Bulgarien hoch. Wir möchten vertrauen, daß Bulgarien auch aus diesen Schwierigkeiten durch die Weisheit König Ferdinands, ohne sich in Abenteuer zu stürzen, in Ehren hervorgehen wird.

Der italienisch-türkische Krieg

lebt wieder auf. Die letzten Nachrichten belagen, daß tüchtig geschossen ist, daß die Italiener ganz außerordentlich gestiegen und nur 6 Tote und 98 Verwundete zu verzeichnen haben. Die Türken sind vollständig geschlagen, viele Tote bedecken das Kampffeld, außerordentlich viele Waffen wurden erbeutet, kurzum, die Türken sind wieder einmal vollständig zermalmt.

Man darf gespannt sein, was die Türken zu berichten wissen.

Auf jeden Fall sind die angebahnten Friedensverhandlungen gescheitert. Der frühere Präsident des Staatsrates Said Salim Pascha macht in der Zeitung „Tanzimat“ Enthüllungen über die von ihm mit den italienischen Delegierten geführten Friedensverhandlungen. Danach soll eine Möglichkeit zum Frieden vorhanden gewesen sein; der Sturz des Kabinetts Said hat aber einen Strich durch die Rechnung gemacht, die Darstellungen scheinen auf Tatsachen zu basieren. Und die neuen Kämpfe lassen den Schluss zu, daß man auf beiden Seiten gewillt ist, die Angelegenheit mit der Waffe zum Austrag zu bringen.

Wenn dieses Spiel ohne Blutvergießen abgeht, wollen wir den tatenlustigen Leuten das Vergnügen des Kriegsspiels herzlich gerne noch einige Jahre gönnen.

Wohin mit Abdul Hamid.

Der türkische Ministerrat erwägt die Ueberführung Abdul Hamids von Saloniki nach Konstantinopel: die Folge des albanischen Vormarsches auf Saloniki.

Ich behaupte, so schreibt Ehedo Mijatovich, der ehemalige serbische Gesandte in Konstantinopel, daß bis jetzt keine europäische Literatur eine wirklich gute Geschichte der türkischen Völker besitzt.

Auch kann kein Europäer (auszunehmen ist vielleicht nur Bamberger) behaupten, daß er in der Lage sei, eine glaubwürdige, unparteiische, umfassende, ehrliche Charakteristik Abdul Hamids zu geben. Der Exsultan ist gewiß ein etwas verwickeltes psychologisches Problem. Er ist auf keinen Fall, wie gefärbte und kindische Berichte ihn manchmal darzustellen belieben, ein Wahnsinniger, ein degenerierter Greis, er ist als Persönlichkeit keineswegs erledigt und heute noch unter Umständen sehr ernst zu nehmen. Eine eigentümliche Bescheidenheit, Schüchternheit und Zartheit ist in diesem angeblichen Teufel in Menschengestalt vereinigt. Der Gefangene der Villa Maletti sieht wie der einstige schrankenlose Herrscher stets ernst, fast traurig aus. Wenn er lächelt, so ist es wie eine Schwermut, die um Verzeihung bittet; er lacht niemals laut. Er ist immer noch ein Mann mit ästhetischen Neigungen. Er liebt Blumen, schöne Frauen, gute Pferde und eine liebliche Landschaft; alles, was schön ist. Er ist ein zärtlicher Vater. Er sorgt dafür, daß das Unterhaltungsbedürfnis der Damen seines Harems durch Gesänge höherer Art, Literatur und Musik, befriedigt wird. Er kann seinen Freunden ein ergebener Freund sein. So unheimlich ernst und so empfindlich er für die leiseste Antastung seiner persönlichen Würde auch im Exil ist, hat er doch auch viel ruhigen Humor in sich. Er bemerkt schnell komische Züge an Dingen und Menschen und freut sich ihrer in seiner ruhigen Weise. Seine Stimmung ist fast beständig von Wolken bedeckt, von Sorgen und persönlichem Schwermut. Aber von Zeit zu

Zeit werden diese Wolken plötzlich von den sonnigen Strahlen eines milden Humors durchbrochen. Ein Beispiel: Man erstattete ihm mündlichen Bericht von der Zaubervorstellung eines armen Derwishes. „Wollen Sie's glauben, Sire? Dieser arme Derwisch verschlang einen silbernen Löffel nach dem andern. Es war einfach wunderbar!“ — „Hast du gesagt: wunderbar?“ fragte der Sultan. „Ich sehe gar nichts Merkwürdiges in der Tatsache, daß ein armer Derwisch ein paar silberne Löffel verschlingt. Dieses Kunststück ist nichts im Vergleich zu dem, das Hassan Pascha, mein einstiger Marineminister, auszuführen pflegte. Er verschlang ganze Panzerschiffe, ohne auch nur seine Gesichtsfarbe einen Augenblick zu ändern.“ Hassan Pascha war berüchtigt wegen der Kühnheit, mit der er Gelder, die für Kriegsschiffe bewilligt worden waren, für die Bedürfnisse seines Harems verwendete.

Abdul Hamids Name ist oft mit der panislamischen Bewegung in Verbindung gebracht worden. Er wird als der Urheber, Anführer und noch während seines Exils als Symbol dieser Bewegung betrachtet. Der Exsultan ist ein tief religiöser Muselman und sicher einer der aufgeklärtesten unter ihnen. Er muß längst vorbereitet gewesen sein, sich mit ganzem Herzen der panislamischen Bewegung hinzugeben. Seine Neigung zum Jögern hat ihn vermutlich gehindert, die Initiative zu ergreifen. Die Bewegung wurde nicht von ihm begonnen, sondern von eigenen Antrieben folgenden natürlichen Kräften. Er ließ nicht hinter der Bewegung her. Sie kam zu ihm und fand ihn. Er verhielt sich in seiner Verbannung stets ruhig und vorsichtig. Und doch will man ihn nicht länger in Saloniki lassen, wenn der albanische Sturm daherkommt. Sollte seine geschichtliche Rolle noch eine Szene zu spielen für ihn übrig haben? „Laufe nicht hinter deinem Schicksal her,“ sagt ein arabisches Sprichwort, „das Schicksal wird schon kommen und dich finden.“

Andreas Hofers Abschiedsbrief.

Bezeichnend für die Unerlöschlichkeit, mit der Andreas Hofer in den Tod gegangen ist, ist der Abschiedsbrief, den er an seinen Freund Pöhler in Neumarkt geschrieben hat und der jetzt von einer österreichischen Zeitschrift veröffentlicht wird. Der Brief lautet: „Liebster Herr Bruder! Der göttliche Wille ist es gewesen, daß ich hab müssen hier in Mantua mein Zeitliches mit dem Ewigen verwechseln. Aber Gott sei Dank um seine göttliche Gnade. Mir ist es leicht vorgekommen, als wenn ich zu was anderem ausgeführt würde. . . Abieu, da schöne Welt, so leicht kommt mir das Sterben vor, daß ich nicht einmal die Augen naß werden. Geschrieben um 5 Uhr in der Früh, und um 8 Uhr reiß' ich mit Hilf aller Heiligen zu Gott. Dein im Leben geliebter Andre Hofer am Sand. Im Namen des Herrn will ich die Reise vornehmen. Auch der der Vollstreckung beivohnende Beichtvater Hofers, dem der Sandwirt seinen letzten Besitz, ein silbernes Kreuzifix, geschenkt hatte, ist voller Bewunderung für das Maß von Mut und Gottvertrauen, von dem der Tode Geweihte erfüllt war. Er berichtet darüber: „Ich habe meine Seele mit himmlischem Trost und Bewunderung gefüllt, denn ich habe einen Mann gefunden, der wahrlich wie ein christlicher Heros den Todesweg gegangen ist, und unerschrocken gelitten hat wie ein Märtyrer.“ Mebrigens wurde am selben Tage, als fern von der Heimat der Sandwirt den Helbentod starb, ein ebenso tapferer Mann in seinen geliebten Bergen erschossen, der Wirt Peter Mayer von der Mahr. Eine kleine Nothilfe hätte ihn vom Tode gerettet. General Baraguan d'Hilliers, der den Feind schätzen gelernt hatte, wollte dem kühnen Gegner helfen und legte Mayer nahe, zu erklären, er habe den Befehl des Vizekönigs von Italien, in dem verkündet worden war, alle bisher begangenen Uebertretungen seien verziehen, aber ein fernerer Widerstand mit dem Tode zu bestrafen, nicht.

„Ich muß das Schloß reparieren,“ dachte er, als er den Schlüssel hineinsteckte — er pflegte in Anbetracht seiner ungewöhnlichen Geschicklichkeit in allen technischen Dingen dergleichen immer selbst zu machen — „es ist da irgend etwas nicht in Ordnung.“ Er versuchte den Schlüssel zu drehen — umsonst, er ging nicht herum.

Es überließ ihn kalt. Wenn man ihm sein Dokument nun gestohlen hatte!

Mit zitternden Fingern drückte er den Schlüssel nach rechts und nach links, da — ein knackernder Ton — der Bart des Schlüssels war abgebrochen.

Nun hieß es, sich mit Geduld zu wappnen. Er mußte erst den Bart aus dem Schloß entfernen und dies dann mit dem Dietrich öffnen. Endlich war er so weit, daß er die Schublade aufziehen konnte, aber — was war das? Das lederne Täschchen, in dem er das Papier aufbewahrte, fehlte auf seinem Platz!

Wie konnte das zugehen? In dies Zimmer kam außer ihm und Zora nur die alte Lona, die erstere war über jeden Verdacht erhaben, so blieb nur die Alte.

Stöhnend sank der Mann in seinen Sessel zurück und schlug die Hände vors Gesicht. So hatte seine Feindin: dennoch Mittel und Wege gefunden, um ihn des sorgsam gehüteten Dokuments zu berauben! O, warum hatte er nur damals, als sie als Bittende in diesem Zimmer stand, in ihrer Gegenwart das Papier in die Schublade gelegt und ihr so selbst den Platz gezeigt, wo er es verwahrte! Aber ob Lona wirklich die Diebin war? Er hatte der Alten nur Wohlthaten erwiesen — konnte man glauben, daß sie ihm mit so schwarzem Andank lohnte, was er für sie getan?

Seine Hand drückte auf den Knopf der elektrischen Glocke neben seinem Schreibtisch — in wenigen Minuten stand die Alte vor ihm. Hatte sie schon früher diesen Ausdruck von Schen und Verstocktheit in ihren Zügen gehabt oder war er ihm nur bisher nicht aufgefallen?

„Ich gestern, während ich im Varietee war, oder

heute während meiner Abwesenheit ein fremder Mensch in diesem Zimmer gewesen?“ fragte er, sich zur Ruhe zwingend.

„Nicht daß ich wüßte, Herr Doktor,“ entgegnete die ehemalige Artistin, indes sie unter den winterlosen Lidern einen raschen, lauernden Blick auf ihn warf. „Ich bin immer zu Hause gewesen, außer — als — als ich ging, um Bier für den Herrn Doktor und Zora zu holen.“

„Und inzwischen hatten Sie die Wohnung verschlossen?“ inquirierte er.

„Natürlich, Herr Doktor — natürlich.“

„Und Sie bemerkten bei Ihrer Rückkehr auch nichts Besonderes?“

„Wie sollte ich! Aber warum fragen der Herr Doktor?“

„Weil ich etwas vermisste, was vor meinem Ausgang gestern Abend noch da war.“

„Geld?“ fragte das Weib und Peretti hörte deutlich, wie ihre Stimme zitterte.

„Nein, aber etwas, das mir wertvoller ist als Geld.“

Sie überlegte, dann tat sie, als ob ihr plötzlich etwas einfiele. „Jesses! Wenn ich's recht bedente, so — so war mir als ob gerade, als ich wieder in den Korridor trat — etwas an mir vorbeischiebte, das von drinnen kam. Wenn das wirklich der Dieb gewesen wäre! Jesses, Jesses!“

„Aber wenn die Tür verschlossen war — wie kam der Dieb dann herein?“

„Ach, so'n Gesindel hat ja doch Nachschlüssel, Herr Doktor.“

Peretti hastete einen seiner dunklen Blide, die ihn in den Ruf eines Hexenmeisters gebracht und die so wenige zu ertragen vermochten, auf die Alte und betrachtete sie lange — lange. Zuerst versuchte sie dem Blick stand zu halten, dann senkte sie die Augen und fing an zu zittern.

„Der Dieb, der sich mit dem Nachschlüssel an meinem

gekannt, und nur aus Unkenntnis dieses Schriftstückes weiter geschickt. „Ich hab's gekannt,“ erklärte der wahrheitsliebende Mann. Vergebens flehten ihn sein Weib und seine Kinder an, er möge sich für sie erhalten, aber der kühne Streiter wollte nicht durch eine Lüge sein Leben retten.

Der Alte Bergarbeiterverband und das Unglück auf Zeche „Lothringen“.

Der Alte Bergarbeiterverband hielt im Dortmund und Bochumer Bezirk eine Reihe von Versammlungen ab, in denen die Redner über das Thema des Schachtungsunglücks auf der Zeche „Lothringen“ und den Arbeiterschutz sprachen. In der von mehreren tausend Personen besuchten Versammlung in Bochum erhob Vöfller Anschuldigungen gegen die Verwaltung der Zeche „Lothringen“. Anschließend an den Vortrag Vöfllers wurde von der Versammlung einstimmig eine Entschließung angenommen, in der u. a. gesagt wird: Das furchtbare Unglück auf der Zeche „Lothringen“, dem wieder über 100 Bergleute zum Opfer gefallen sind, hat aufs neue die Ungesundheit des Bergarbeiterschutzes bewiesen. Es hat gezeigt, daß die Sicherheitsmänner außerstande sind, einen wirklichen Bergarbeiterschutz herbeizuführen. Die Behandlung, welche die Verwaltung der Zeche „Lothringen“ den auf dieser Zeche beschäftigten oder beschäftigt gewesenen organisierten Sicherheitsmännern hat angedeihen lassen, sind fortgesetzte Schikanen und Beleidigungen, die sie haben erdulden müssen. Die heutige Bergarbeiterversammlung fordert daher die Staatsregierung auf, schleunigst einen Gesetzentwurf dem Parlament vorzulegen, durch welchen die seit längerer Zeit von den meisten Bergarbeitern erhobenen Forderungen nach Einführung von Grubenkontrollen, die von den Arbeitern mittels geheimer und direkter Wahl aus ihrer Mitte gewählt und vom Staat befolgt werden, erfüllt werden.

Roosevelt rethorische Frage.

Es gibt für einen Volksredner nichts Schlimmeres, als wenn böswillige Hörer dem entflammten Redner die Kunstvoll aufgebaute Pointe zertrüben. Das wissen auch Roosevelts Gegner und sie bereiten dem guten Redner bittere Stunden des Jorns. Bei den Reden, die Roosevelt an die Wähler hält, erzielt er immer eine besondere Glanzwirkung mit einer emphatisch aufgeworfenen Frage: „Und warum war der spanische Krieg kein großer Krieg?“ Kunstpause, und dann mit aller Kraft: „Weil wir sie mit einem einzigen Faustschlag niederzuschlugen!“ Das gab immer stürmischen Beifall. Aber damit ist's nun aus. Als er in Colorado wiederum die berühmte Frage in die Welt schickte, ertönte plötzlich aus dem Auditorium mit Stentorstimme prompt die Antwort: „Weil wir sie mit einem einzigen Faustschlag niederzuschlugen!“ Todtstille und Stottern, und hätte sein Sekretär ihn nicht beruhigt: er hätte das Signal zur Abfahrt sofort gegeben.

Ein neuartiges Fernsprechesystem.

Neuerdings ist auf dem Gebiete des Fernspreches ein erheblicher Fortschritt zu verzeichnen. Wie man der „Neuen Preussischen Korrespondenz“ aus Badreien berichtet, hat der dänische Banddirektor Petersen in Nyboeing (Jütland) eine bedeutende Verbesserung der telephonischen Verständigung dadurch erzielt, daß er die Sprechtrichter erweitert und so die darin befindliche Luft verdünnt. Die Folge davon ist, daß man auch bei Gesprächen auf sehr bedeutende Entfernungen den Laut mit großer Schärfe vernimmt. In der dänischen Versuchsanstalt, die unter staatlicher Aufsicht steht, hat Professor Hannover Versuche vorgenommen, wobei er eine ganz außerordentliche Verstärkung des Lautes konstatierte, wobei es ganz gleichgültig war, ob die Membran des Sprechtrichters aus Glimmer, Kohle oder Metall bestand. Auch kommt es nicht darauf an, daß die Membran ganz genau eingepasst ist. Bei Gesprächen zwischen Nyboeing und Kopenhagen ist der Laut sogar so stark gewesen, daß man die Worte hat vernehmen können, nachdem man den Apparat auf den Tisch gelegt und sich davon ein beträchtliches Stück entfernt hatte.

Eigentum vergriffen — sprach er mit eifrigem Ton und ganz langsam und leise — „sind Sie, Lona —“

„Herr Doktor!“ schrie sie auf.

„Geben Sie sich keine Mühe zu leugnen —“ fuhr er wie vorhin fort, „ich weiß es ja auch, daß Sie hier aus meinem Pult die Ledertasche gestohlen haben und ich weiß ferner, in wessen Auftrag Sie es taten. Wieviel gab Madame Lendva Ihnen für den Diebstahl, den Treubruch — was?“

„Ich tat es nicht um des Geldes willen, Herr Doktor,“ heulte das Weib.

„Wieviel gab sie Ihnen dafür?“ herrschte er nachdrücklicher — „antworten Sie?“

Sie wollte nicht sprechen, aber die dunklen Augen hypnotisierten sie förmlich, sie zogen ihr die Worte gegen ihren Willen von den Lippen. „1000 Mark!“ wimmerte sie. „Aber ich tat's nicht wegen des Geldes, Herr Doktor — nicht wegen des Geldes.“

„Warum denn?“ forschte er verächtlich.

Wieder kämpfte sie gegen den Zwang, sprechen zu müssen und wieder vergeblich. „Die Madame Lendva sagte, wenn ich ihr die Ledertasche verschaffte, dann — dann würde es geschehen, daß Zora zu ihr käme und bei ihr würde sie ein lustiges Leben führen.“ kam es stoßweise von ihren Lippen. „Sie würde mit dem Kinde nach Italien gehen und überall dorthin, wo es am schönsten ist, und Zora sollte Wälle besuchen und Grafen und Fürsten ihr huldigen und nur dem Vornehmsten und Reichsten würde sie sie zur Frau geben. Und weil das Kind hier so einsam lebt und gar kein Vergnügen hat und weil es mir so leid tut, daß sie ihr junges Leben vertruern muß — darum tat ich's.“

„Und haben Sie es denn wirklich geglaubt, daß die — die — Madame Lendva es gut mit Zora meint?“

(Fortsetzung folgt.)

200
200 Jah
erste allgem
am 10. Aug
einem Erlaß
sein Ort in
ihre Posten
gewesen, selb
dem Publika
Hagen und
schon Em
ordnungen
über dieselbe
kommen für
Hofordnung
Stephan nem
Post“ das er
weisen, den A
den Gehege
kurzfristige
hatte, kann u
weil sie nur
Boten war.
Paragrafen
Postgesetz und
sich naturgem
Alle Postfrei
ausweisen. G
aber selbst da
lauteten:
Postwarte, P
räger. Die
1852 kam da
Wie Na
Che Na
war in St. C
das alle Einz
Denn im Geg
Mißland das
man hatte a
sich während
des Feindes a
den Verhältni
in der Berwie
weisse Napole
darauf hin, d
Motten einget
umlagte. Es
Gebrauche ni
die nur wahr
für den Mar
Verfügung.
der Oberalt
Mittwunder
für Ruhan, d
Länge, die be
benutzenden
Benutzung zur
haar geladene
bei der Aufga
zu laden und
den Mitten v
Lagen zu, an
des Kaiser's zu
Lage stets ei
Schriftzeug fi
Lime, Bleistif
Lage war fre
Lage bei sich
eine Zeitverlu
Mameluck dag
Kaisers und e
dem eine stets
scherten war d
keiten vorgef
gewisse Vorrä
stauungliche Z
Kaiser fast m
dormals im
wurde, der er

200 Jahre Postordnung.

200 Jahre waren am 10. August verfloßen, seit die allgemeine preussische Postordnung eingeführt ist. Am 10. August 1712 ordnete sie König Friedrich I. mit einem Erlass an, in dem es hieß: „Nachdem nun fast kein Ort in unseren Landen zu finden ist, wo nicht reguläre Posten durchgehen, sind Wir nicht minder bedacht gewesen, selbige in solche Ordnung zu bringen, damit dem Publika dadurch gedient und allen gegründeten Klagen und Unordnungen abgeholfen werden möchte. Zu diesem Ende haben Wir von Zeit zu Zeit kurze Postordnungen, Reglements und Edikte ausgeben lassen. Da aber dieselben theils nicht zulänglich, theils von Handen genommen sind, haben Wir nötig gefunden, nachstehende Postordnung zusammen tragen und verfertigen zu lassen.“ Stephan nennt sie in seiner „Geschichte der preussischen Post“ das erste größere organische Gesetz über das Postwesen, den Ausgangspunkt und die Grundlage der späteren Gesetzgebungen. Die Post- und Botenordnung, die Kaiser Friedrich Wilhelm I. 1712 erlassen ließ, hatte, kann nicht als Vorläuferin der Postordnung gelten, weil sie nur eine Dienstamtsweisung für die herrschaftlichen Boten war. Die Postordnung von 1712 regelte in 124 Paragraphen das ganze Postwesen. Sie war zugleich Postgesetz und Dienstamtsweisung. Ein großer Teil betraf die naturgemäß mit der Beförderung der Reisenden. Alle Postreisenden mußten sich vor der Einschreibung ausweisen. Sie hatten 50 Pfund Freigeleit, mußten aber selbst darauf achten. Die Bezeichnungen der Beamten lauteten: Postmeister, Postschreiber, Postverwalter, Postwarter, Posthalter, Postkellner, Postboten und Briefträger. Die Postordnung blieb bis 1782 in Kraft. Erst 1852 kam das erste Gesetz über das Postwesen zustande.

Wie Napoleon in Rußland reiste.

Ehe Napoleon seinen Zug nach Rußland antrat, war in St. Cloud ein genaues Reglement ausgearbeitet, das alle Einzelheiten der Reise des Feldherrn bestimmte. Denn im Gegensatz zu den früheren Feldzügen war für Rußland das Gefolge Napoleons größer bemessen, und man hatte auch Sorge getragen, dem gefürchteten Herrscher während seines Zuges durch das unwirtliche Land alle Bequemlichkeiten zu verschaffen, die unter den Verhältnissen nötig waren. Girolamo Cappella, der in der Reiseberichterstattung der Reiseausführung und der Reise selbst Napoleons eine eingehende Studie widmete, weist darauf hin, daß allein das Gefolge Napoleons in zehn Waggons eingeteilt war, von denen jede 18 Reitpferde umfaßte. Es wurden für den Kaiser zum persönlichen Gebrauche nicht weniger als 26 Pferde mitgenommen, die nur während der Schlacht bestiegen werden sollten; für den Marsch standen dem Herrscher 13 Pferde zur Verfügung. Über einen ebenso großen Trupp verfügte der Oberstallmeister. Dazu kamen die Pferde für die unmittelbaren Stallmeister, für die Pagen vom Dienst, für die Russen, den berühmten Mamelucken, Pferde für die Ärzte, die berittenen Kammerdiener, die Führer und die diensttuenden Piketeure. Alle Pferde, die dem Kaiser zur Benutzung zur Verfügung standen, mußten stets mit einem Paar geladener Pistolen ausgerüstet sein; dem Mamelucken fiel die Aufgabe zu, die Pistolen beim Antritt des Rittes zu laden und beim Abfalle wieder zu entladen. Bei den Waggons Napoleons fiel es stets dem begleitenden Wagon zu, an einem Riemen um den Hals das Fernrohr des Kaisers zu tragen; in seinen Satteltaschen mußte der Wagon stets ein Taschentuch, ein paar Handschuhe und Schreibzeug für den Kaiser mitführen, Papier, Feder, Tinte, Bleistifte, Zirkel und Siegel. Der begleitende Wagon war streng angehalten, seine Operationswerkzeuge stets bei sich zu haben, um im Falle einer Verwundung ohne Zeitverlust die erste Hilfe leisten zu können. Der Mameluck dagegen hatte die Pflicht, den Mantel des Kaisers und eine Ersatzuniform mitzuführen und außerdem eine stets gefüllte Flasche Aquavita. Auch den Reitwagen war die Ausrüstung bis in die geringsten Einzelheiten vorgeschrieben, sie durften keinen Ritt antreten ohne gewisse Vorräte an Salz, Wasser, Madeira und bestimmte chirurgische Instrumente mitzuführen. Dabei reiste der Kaiser stets im Wagon; man weiß, daß er bereits damals im Sattel häufig von Schmerzen überfallen wurde, den ersten Vorboten jenes Krebsleidens, dem er

später erliegen sollte. Das Gefolge bestand aus einer ganzen Schar von Generälen, Ordnonanzoffizieren und diensttuenden Adjutanten; wenn das kaiserliche Feldlager aufgeschlagen war, zählte man acht große Zelte, zunächst das Kaiserzelt, dann das Zelt der hohen Offiziere, ein Zelt für die Adjutanten, ein weiteres für die Ordnonanzoffiziere und 4 Zelte für das subalterne Gefolge und Bedienung. Das kaiserliche Zelt war wirklich ein kleines Haus; es umfaßte ein Vorzimmer, einen Salon, ein Schlafzimmer und ein Toilettenkabinett. Während der Nacht schlief im Salon stets ein Adjutant und im Vorzimmer Ordnonanzoffiziere und Pagen. Die spartanische Anspruchslosigkeit Napoleons, die oft hervorgehoben wird, trat während des russischen Feldzuges in den Hintergrund: sein Kriegszelt war sehr elegant ausgestattet, es fehlte nicht an kostbaren Tapeten, Wandbelleidungen und prachtvollen Möbeln. Ein großes Büfett, das stets mit Speisen, Getränken und Weinen reich versehen war, stand Napoleon stets zur Verfügung und in der Küche mußte zu allen Zeiten ein Fleischtopf auf dem Feuer gehalten werden, damit dem Kaiser zu jeder Tageszeit eine heiße Bouillon auf der Stelle serviert werden konnte. Während der Kämpfe ließ sich Napoleon stets nur von dem unabweisbaren notwendigen Gefolge begleiten: also von Offizieren, die über die topographischen Verhältnisse ihres Gebietes informiert waren. Der ausgezeichnete organisierte Hofdienst und das Gefolge wurde erst nach dem denkwürdigen Tage von Malo-Jaroslansky aufgelöst und zerstreut. Von wenigen Getreuen begleitet, marschierte Napoleon damals zu Fuß durch die Schneewüsten weiter, und damals bildete sich auch jene „heilige Schar“, die dem Kaiser bis zum Tode ergeben war. Erst in Smorgoni, an einem bitterkalten Dezemberabend trennte sich Napoleon von dieser kleinen Schar leidenschaftlicher Gespänner, die sich nur noch mühsam weiter schleppten; nur vom Herzog von Vicenza begleitet, bestieg er einen Schlitten, um der Heimat zuzustürmen und neue Armeen aus der Erde zu stampfen.

Der älteste Student.

Wie aus Amerika berichtet wird, hat sich an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Pittsburg ein im 85. Jahre stehender Student einschreiben lassen. Es ist dies ein ehemaliger Farmer, Robert A. Shawlinton, geboren am 27. Februar 1828 zu Kensington. Der Lebenslauf dieses Mannes ist nicht gerade alltäglich zu nennen. Shawlinton fing damit an, daß er Schule, Lehren und Eltern entließ und Schiffsjunge auf einem Segler wurde. Mit 21 Jahren war er Goldgräber in Kalifornien und mit 22 ein feiner Mann. Er kehrte darauf nach England zurück, um seinen alten Eltern, die in sehr einfachen Verhältnissen lebten, einen sorgenfreien Lebensabend zu bieten. Heimgekehrt, findet er indes fremde Leute im Elternhause; niemand kennt ihn, und als er nach seinen Eltern fragt, weist man ihn nach dem Friedhof. Enttäuscht wendet er der Heimat den Rücken, in der Absicht, sich in Amerika ein Vergnügen zu kaufen. Das Schiff, mit dem er überfährt, fällt in die Hände von Piraten; Shawlinton verliert sein ganzes Vermögen. Da er nach dem Verluste seines Vermögens ohnedies ein neues Leben beginnen muß, so lockt ihn, der ein stämmiger, verwagener Bursche von 24 Jahren ist, das Anerbieten der Piraten, bei ihnen zu bleiben; nach vier Jahren werden sie von einer englischen Fregatte aufgegriffen und ihr Schiff wird in den Grund gebohrt. Shawlinton selbst wird schwer verwundet; wieder genesen, soll er wegen seiner Seeräuberereien aufgehängt werden. Er hat aber inzwischen ein Liebesabenteuer mit der Frau des Hochbootsmanns angeknüpft; diese rettet ihn und er entkommt. Einige Jahre arbeitet er als Seizer, dann als Goldgräber in Australien, hierauf als Pionier im Unabhängigkeitskrieg und zuletzt, nach 1863, als Farmer. Er heiratet, die Ehe bleibt kinderlos. Schließlich verkauft er die Farm und nun läßt er sich als Student der Landwirtschaftlichen Hochschule einschreiben, da er die Absicht hat, die Viehhändler im Westen der Republik zu kultivieren. Trotzdem das Leben ihn schon so derb geschüttelt hat, sieht der Mann wie ein fünfzigjähriger aus und er hofft, noch mehr als ein Jahrzehnt arbeiten zu können.

Damit ist der erste grosse Schritt zu einer allgemeinen Verwendung dieses bei Magen- und Darmleiden oft geradezu verblüffend wirkenden Milchpräparates getan, gleichzeitig aber auch der Hausfrau die Möglichkeit gegeben, den Yoghurt nicht nur wie bisher als reine Milchspeise anzurichten, sondern ihn in allen Formen des wohl-schmeckenden Nachtisches, als Crème, Pudding, Flammerie usw. auf den Tisch zu bringen und ihn so zu einer wirklichen Delikatesse auch für alle diejenigen zu machen, die eine unüberwindliche Abneigung gegen Milch und Milchspeisen haben.

Näheres über die aussergewöhnlich gesundheitsfördernde Wirkung des Yoghurt und seine Bedeutung bei zahlreichen Magen-, Darm- und Stoffwechselerkrankungen, besonders bei der chron. Stuhlverstopfung dem Allererweltsleiden der modernen Kulturmenschheit, sodann aber auch bei Leber-, Gallen- und Nierenleiden, Gicht, Migräne, Neurasthenie, Furunkulose, Hautausschlägen usw. ferner bei der Ernährung von Kindern, die in der Entwicklung zurückgeblieben sind, von Rekon-

1128 Mk. für den

Quadratfuß Sand.

Aus Newyork wird berichtet: Am Dienstag ist in der amerikanischen Metropole der größte Grundstückshandel abgeschlossen worden, den die Geschichte Newyorks bisher aufzuweisen hat: eine von Coleman Dupont organisierte Gesellschaft hat das Grundstück Broadway Nr. 120 gekauft, die Stätte wo sich das im Januar nieder-gebrannte gewaltige Gebäude der Equitable Lebensversicherung erhob. Für das Grundstück ist ein Preis von rund 56 Millionen Mk. festgesetzt worden, so daß auf den Quadratfuß etwa 1120 Mk. entfallen, ein Preis, den man in der Newyorker Finanzwelt sogar als billig ansieht. Die Gesellschaft beabsichtigt auf dem Grundstück einen neuen 36 Stockwerk hohen Wolkenkratzer zu errichten, dessen Kosten auf 64 Millionen Mk. veranschlagt sind. Schon im Mai 1914 wird der neue Bau gebrauchsfertig sein. Wenn auch dieser neue Wolkenkratzer die Höhe des jetzt vor der Vollendung stehenden Woolworth-Turmes nicht erreicht, so wird es doch nach seiner Vollendung das größte Geschäftshaus der Welt sein. Die Architekten haben Pläne entworfen, die den jüngsten Gipfel amerikanischer Geschäftshausbaukunst darstellen. Im Parterre sind prachtvolle Arkaden vorgesehen, mit großen Säulen und breiten marmornen Treppenhäusern. Die Entwürfe zur Fassade zeigen ein bemerkenswertes Streben zur Einfachheit, die Einzelformen lehnen sich an Renaissance-Motive an, als Material für den Bau ist Stein, Backstein und Terrazzo vorgesehen.

Vom lustigen John Bull.

Ein wahrhaft netter Mensch. „Das ist wirklich ein netter Mensch.“ „Ja, das kann man wohl sagen; er ist imstande, Sie lang und breit von Ihrer Sommerreise erzählen zu lassen, ohne daß er durchaus auch von seiner sprechen will.“ — Die falsche Adresse. Eine Dame, die ihren Schirm im Straßenbahnwagen hat stehen lassen, kommt in das Fundbüro, um sich nach seinem Schicksal zu erkundigen. „Oh diese Damen, diese Damen!“ sagte der Beamte auf ihre Frage, und bringt ihr etwa 30 Schirme, die sie sich ansehen soll. „Diese Damen sind doch zu vergeßlich!“ Die Dame wirft einen prüfenden Blick auf die Schirme, lächelt und sagt: „Aber da sehe ich nur drei Damenschirme, die andern sind ja alle — Herrenschirme!“ — Gemütl. Der dicke Herr (beim Friseur): „Wie, Sie wollen mich von diesem kleinen Jungen da rasieren lassen?“ Friseur: „Ach lassen Sie den Jungen doch auch ein Vergnügen haben. Er hat ja heute Geburtstag.“ — Der Schotte und der Fre. Zwei alte Pensionäre sprechen vom Sehen und Hören, ein Schotte von 72 und ein Fre von 67 Jahren. Der Schotte behauptet, er könne noch immer so gut sehen wie je. Der Fre dagegen versichert, er habe noch nichts von seinem scharfen Gehör eingebüßt. „Sehen Sie den Hirsch da oben, der da etwa 4 Meilen entfernt über die Spitze des Berges läuft?“ sagte der Schotte. Der Fre schaute und schaute, dann sagte er: „Ich kann ihn nicht sehen, aber ich höre ihn gehen.“ Der Schotte zog geschlagen ab.

Massenet und die Wunderkinder.

Der jetzt verstorbene französische Komponist Massenet hatte einen großen Widerwillen gegen Wunderkinder. Er hätte man ihn, das Spiel eines solchen frühreifen Knaben anzuhören. Als derselbe seinen Vortrag beendet hatte, sollte Massenet sein Urteil abgeben. „Es fehlt Ihnen nicht an Talent“, meinte er zu dem jungen Virtuosen; „mit dem nötigen Fleiße können Sie es noch weit bringen.“ — „Ich möchte auch gar zu gern komponieren“, meinte der Knabe; „sagen Sie mir doch Meister, auf welche Weise man das macht.“ — „D, da müssen Sie noch viel lernen, auch noch etwas älter werden.“ — „Aber Sie haben ja selbst schon mit 13 Jahren komponiert!“ — „Allerdings“, lächelte Massenet, „da habe ich aber niemand gefragt, wie ich das anfangen soll.“ — Einst kam ein angehender Komponist zu ihm in der Absicht, dem Meister seine Erstlingsoper vorzutragen. „Sie wissen“, begann der Musensohn, „daß Modere seine neuen Stücke einer alten Frau vorlas, in der Meinung, daß Szenen, die bei der Alten Beifall erregten, auch im Theater die gleiche Wirkung hervorbringen würden; daher habe ich mich entschlossen, Ihnen mein Stück vorzulesen, denn ich weiß, daß alles, was Ihnen gefällt, auch dem Publikum sehr ansprechend erscheinen wird.“ — „Sie sind sehr gütig, mein Herr“, verneigte Massenet, „in der Tat sehr gütig, aber so lange Sie nicht Molire sind, werden Sie mir erlauben, nicht Ihr altes Weib zu sein.“

Mitteilungen der Yoghurt-Centrale



Ein Fortschritt.

Yoghurt-Bereitung im Haushalt

Es ist unsern unausgesetzten Bemühungen gelungen, für die Bereitung von Yoghurt im Haushalt ein Schnell-Verfahren zu finden, das, entgegen der bisherigen Zeitdauer von 8 bis 10 Stunden, die Herstellung von echtem Yoghurt binnen einer Stunde gestattet, ohne das es dazu irgendwelcher Apparate und Vorrichtungen bedürfte.

valeszenten, Blutarmen, Bleichsüchtigen, Skrophulösen, Drüsenkranken, Nervösen usw. bitten wir in unserer ausführlichen Schrift „Die Kur der Zukunft“ nachlesen zu wollen. Wir senden diese Schrift kostenlos und franko an jeden Interessenten und fügen gegen Einsendung von Mk. 0,20 in Briefmarken eine Probe unseres Anzähl Kochrezeptes bei, damit die Hausfrau sich von der Güte des Gebotenen überzeugen kann, ohne sich dadurch Kosten zu machen.

Die Anwendung von Yoghurt, in gegebenen Fällen, hat Erfolge gezeitigt, von denen man früher keine Ahnung hatte; es versäume daher niemand sich Probe und Broschüre kommen zu lassen.

Wenn Sie sich über „Yoghurt“ informieren wollen, verlangen Sie kostenlose Zusendung von Proben und Literatur der Yoghurt-Centrale Dr. J. Schaffner & Co. Berlin-Grünwald

Städteausstellung Düsseldorf.

Die Stadt mit ihren mancherlei Einrichtungen auf wirtschaftlichem, sozialem und kulturellem Gebiete als Ausstellungsschaubild ist eine Errungenschaft der Neuzeit, jedoch keine neue Erfindung. Denn eine solche Städteausstellung dient in erster Linie dazu, dem der Verwaltung fernstehenden Bürger ein anschauliches Bild aller Gebiete kommunaler Tätigkeit und kommunalen Lebens zu verschaffen und das Interesse der großen Allgemeinheit für die Aufgaben der großen und kleinen Städte zu wecken. Und wenn bei den ersten Städteausstellungen, die mehr Städtebauausstellungen waren, es vornehmlich die an der Verwaltung der Kommunen unmittelbar interessierten Kreise waren, aus denen sich in der Hauptsache die Zahl der Ausstellungsbesucher zusammensetzte, so dürfte dies heute nicht mehr zutreffen, namentlich nicht hier im Westen. Die Städteausstellung in Düsseldorf, auf der die Kommunen Westdeutschlands fast hundertlos vertreten sind, erfreute sich von Anfang an eines regen Besuches aus allen Kreisen der Bevölkerung und besonders an Sonntagen erreichte die Zahl der Besucher eine beträchtliche Höhe; als kürzlich ein Sonntag an 15.000 Besucher brachte, glaubte man die Höchstzahl erreicht. Der vergangene Sonntag lieferte jedoch den Beweis, daß die Veranstaltung einer Städteausstellung von größerem Umfange die Beachtung aller Stände in viel weiterer Nähe findet, als man allgemein annimmt. Die Eisenbahndirektionen ließen in diesem Tage aus verschiedenen Städten des Industriegebietes, sowie aus Aachen und Köln Sonderzüge nach Düsseldorf verkehren und die Ausstellungsleitung hatte für diese auswärtigen Besucher den Eintrittspreis von 1 Mark auf 40 Pfg. ermäßigt und die Zahl der Besucher stieg auf über 25.000. Dieses Ergebnis dürfte die Eisenbahndirektionen wohl veranlassen, wiederholt derartige Sonderzüge zu lassen und dabei auch den Niederrhein und das Bergische Land zu berücksichtigen; sie würden dann auch zu ihrem Ziele beitragen, das Verständnis für die deutsche Stadt, ihre Aufgaben und ihre Leistungen, in immer weitere Kreise zu verbreiten und zu vertiefen.

Sonderzüge zur Städteausstellung.

Die Eisenbahndirektionen haben auch für den kommenden Sonntag von Dortmund, Bochum, Sagen, Aachen und Köln Sonderzüge mit III. Klasse nach Düsseldorf eingelegt, außerdem hat die Eisenbahndirektion Elberfeld sich bereit erklärt, einen Sonderzug von Leipzig, Remscheid, Solingen nach Düsseldorf einzulegen. Die Fahrpreisermäßigung beträgt für diese Züge etwa 40 Prozent. Auch hat die Ausstellungsleitung für die auswärtigen Besucher, die sich durch eine Fahrkarte ausweisen, den Eintrittspreis von 1 Mark auf 40 Pfennig ermäßigt.

* Die Schlacht bei Smolensk in der Schilderung der deutschen Mittkämpfer.

„Seit wir den Nienen überschritten, beschäftigte ein Gedanke, eine Hoffnung, ein allgemeiner Wunsch den Kaiser und seine Armee: der Gedanke an eine große Schlacht“, so erzählt der Schlachtenmaler Albrecht Nam, der im Gefolge des Vizekönigs Eugen an dem Feldzug gegen Rußland teilnahm. „Man sprach von einer Schlacht wie von einem großen Feste, freute sich auf sie, und ließ den Kopf hängen, so oft man sich in der Erwartung getäuscht sah.“ Bei Smolensk glaubte Napoleon endlich diesen großen Moment erreicht zu haben. Am 14. August ließ die Vorhut der großen Armee bei Rasnow auf eine zur Armee des russischen Feldherrn Bagration gehörige Division, die Murat im kühnen Reiterangriff mit großen Verlusten auf Smolensk zurückwarf. Aber die Russen erkannten nun die Gefahr, daß Napoleon die Vereinigung der Armeen von Bagration und Barclay verhindern wollte, waren auf ihrer Hut, und die Abtheilung des Generals Bagewstys verteidigte zwei Tage lang die „heilige Stadt“ gegen die andringenden Korps. Damit wurde das „schöne Manöver von Smolensk“, einer der glänzendsten Pläne des Kaisers zerstört, der wie einst vor Jena an der feindlichen Armee vorübermarschieren, ihren linken Flügel umfassen und so die Rückzugstraße nach Moskau abschneiden wollte. Die beiden Hauptarmeen der Russen konnten sich vereinigen, und es blieb dem Korps nur das noch übrig, was er

„eine gewöhnliche Schlacht“ zu nennen pflegte. Doch auch hier wurde ihm seine stolze Hoffnung auf ein neues Musterfeld zerstört, denn die Feinde verteidigten die Stadt nur so lange, um sich ungehindert zurückziehen zu können. Das sind die Kämpfe um Smolensk, die vom 14. bis zum 19. August dauerten und Sturm auf Sturm der todesmutigen Truppen an den starken Mauern zerschellen ließen, bis schließlich die große Armee als Herrin in der brennenden, in Trümmer gelegten Stadt blieb. Die Hauptkämpfe haben am 17. August stattgefunden. An ihnen waren auch deutsche Truppen beteiligt, und in anschaulichen Bildern erzählen die Erinnerungen, die Paul Holzhäuser in seinem Buch „Die Deutschen in Rußland 1812“ so sorgfältig gesammelt hat, von den Taten und Leiden der deutschen Mittkämpfer in diesem ersten großen Kampf des russischen Feldzuges. Mit hochklopfendem Herzen schauten die Truppen auf die malerisch hoch über dem Dnieper-Tal gelegene Feste, auf die „Stadt der heiligen Jungfrau“, die das Zugangstor zum eigentlichen Rußland bildete. Unter diesen breiten, von wichtigen Zinnen bekrönten Mauern, unter diesen Zinnen und Gräben also sollte die Schlacht geschlagen werden, die alle erwarteten, wie der Wälfenwanderer die Dase. Napoleon befahl den Sturm auf die Stadt, an dem von deutscher Seite besonders die Württemberger des Korps Ney beteiligt waren. Anschaulich schildert Oberst v. Stodmaner diesen blutigen Angriff: „Den 17. August nachmittags um 1 Uhr kam Marschall Ney zu mir und befahl mir, mit der Brigade sogleich aufzubrechen und den Feind aus der Vorstadt Stasnaia an dem linken Dnieperufer zu verjagen und diese Vorstadt bis unter die Wälle von Smolensk zu besetzen, indem Kaiser Napoleon auf der ganzen Linie einen Angriff machen werde. Meinem Bataillon übergab ich nun die Avantgarde und rückte somit in einem dreifach sich kreuzenden Kanonenfeuer vor. Nach einigen Chargen ließ ich die Vorstadt stürmen und verfolgte den bald darauf fliehenden Feind, nachdem ich mehrere Gefangene gemacht hatte, bis unter die Mauern von Smolensk.“ Die Russen wurden aus allen Vorstädten herausgeworfen; nur die Petersburger Vorstadt verteidigten sie noch am 18. hartnäckig, um ihren Abzug zu decken; sie hatten in der Nacht die innere Stadt geräumt und die Brücken zerstört. Von der Eroberung dieser letzten Vorstadt erzählt Martens, wie sie in die Gärten eindringen und, unterstützt von ihrer Artillerie, ein heftiges Kleingewehrfeuer begannen. Er kam dabei einem jungen französischen Offizier zu Hilfe. „Hocherfreut über den unerwarteten Zuwachs faßte mich der feurige französische Offizier bei der Hand mit den Worten: „Venez, mon ami, partageons notre sort!“ und ließ mir einen Schluck geistigen Getränkes aus seiner Feldflasche zukommen. Kaum hatte ich mich aber für den labenden Trunk bedankt und zu meinen Leuten gewendet, die mit den Franzosen an der Feste verteilt waren, als eine feindliche Kartätschenschuß den Kopf dieses wackeren Jünglings, dessen Bekanntschaft ich erst vor wenigen Minuten gemacht hatte, so zerschmetterte, daß Teile seines Hirns und Bluts an der hölzernen Wand des Gartenhäuschens hängen blieben. Welch ergreifender Anblick für mich! Zum ersten Mal in meinem Leben faulten die feindlichen Kugeln gleich einem Hagelwetter, welches das Laub von den Bäumen zu Boden niedererschmetterte, um meinen Kopf.“ Als die Russen Smolensk endlich aufgaben, waren die Vorstädte in rauchender Trümmer verwandelt, zwischen denen Massen halberbrannter Leichen lagen. „Die abziehenden Russen hatten alles verwüstet, als irgend hätte von Nutzen sein können“, erzählt ein Mittkämpfer. „Leichen überall, aber welche Leichen! Die Körper waren zerschmettert, platt gefahren und getreten, das Blut hatte sich mit dem Staube vermischt und war mit demselben zu einer festen Masse zusammengeklumpt; die Straßen waren wie mit einem dicken weißen Tep-

pich bedeckt. Mit Schauern dachte man: das waren Menschen wie du, das kann auch aus dir werden! Auch ich zog darüber hinweg, wie Tausende vor und nach mir, als ich zwischen zwei niedergebrannten Häusern einen schmalen Garten bemerkte, in welchem unter Obstbäumen die verkohlte Früchte trugen, fünf oder sechs im eigentlichen Sinne des Wortes gebratene Menschen lagen. Die Hitze hatte die Sehnen der Arme und Beine zusammengezogen und in gräßlicher Verzerrung trumm gegen die schwarz gefangenen Leiber gebogen. Die Lippen waren von den weißen, schrecklich hervorstehenden Zähnen zurückgezerrt, und tiefe finstere Löcher bezeichneten die Stelle der Augen. Furchtbar schön, grauig großartig war der Anblick des brennenden Smolensk, dessen Mauern und Türme gespenstisch aus dem Flammenmeer ragten. „Die glühende Abendsonne vermischte ihre Strahlen mit der Glut des Brandes, berichtet der Maler Adam. „Nie in meinem Leben sah ich wieder solch zauberische Lichteffekte; selbst der Rauch der Lagerfeuer erhielt durch den Widerschein eine rötliche Farbe und gab dem ganzen Treiben in dem lichten Walde etwas Geisterhaftes.“

)(Die häusliche Königin.

Königin Mary von England, die als Gast des Großherzogpaares von Mecklenburg-Strelitz auf einige Tage in Mecklenburg weilte, hat sich in ihrem Privatleben und in ihren Lebensanschauungen, wie wohl kaum eine andere Fürstin auf einem Throne von der Atmosphäre höfischen Zeremoniells freizubehalten gewußt. Auch heute noch, wo die Königin ihren Tagen manche Pflichten der Repräsentation auferlegt, hält sie in ihrem Heime jenes alte patriarchalische Familienleben aufrecht, das von Kindheit an auch ihr eigenes Leben bestimmte; sie ist in erster Linie Frau, Mutter und Hausfrau. Die strenge Einfachheit ihrer Neigungen geht manchen vergnügungssüchtigen Mitgliedern der britischen Hofgesellschaft sogar zu weit, und man wird sich erinnern, wie die Königin unmittelbar nach ihrer Krönung die Holentode und die orientalischen Turbane unerbitlich vom Parquet des englischen Königshofes verbannte. Über diesen Gang zur Schlichtheit und diese Abneigung gegen jeden Prunk entspringt bei ihr nicht nur einem Prinzen, sondern auch der Gemahlin und der Erzieherin. Denn unter der Aufsicht ihrer Mutter, der Herzogin von Teck, hat die Königin als Kind und junges Mädchen eine Erziehung genossen, die sich in keiner Weise von der einer wohlhabenden Bürgerstochter unterscheidet. Und deutlich spiegelt sich ihr eigenes Wesen wider in der Art, wie sie heute die Heranbildung ihrer Kinder persönlich leitet. Ihre größte Sorge ist dabei, ihre heranwachsenden Kinder von Anfang an von allen Standesvorurteilen frei zu halten, und manche Bürgerfamilie des Mittelstandes würde über diese anspruchslose Sparsamkeit staunen, die in den Kinderstuben des englischen Königshauses den obersten Grundstock der Erziehung bildet. Schlicht ist die Umgebung, schlicht die Kleidung, schlicht und gesund ist auch die Nahrung; das ganze Familienleben verstrahlt es, für sich persönlich die äußeren Bequemlichkeiten des Herrscherthums zu beanpruchen. Die Sparsamkeit ist Königin Mary zur zweiten Natur geworden; von klein auf wurde sie dazu erzogen, im Schenken die größte Freude zu sehen; und je weniger man selbst braucht, je mehr kann man verschicken. Ein Kenner der Verhältnisse weiß zu berichten, daß in der Kronprinzessin weit über die Hälfte aller Einkünfte des Prinzen von Wales und seiner Gattin im Dienste der Wohltätigkeit ihre letzte Bestimmung fanden. Unbekümmert um die Gewohnheiten der Umgebung verfolgte Königin Mary dabei ihren Weg, ja sie verschmäht es sogar nicht, sich einen großen Teil ihrer Güte selbst zu machen. Auch das ist ein Erbteil ihrer Mädchenseit; denn damals lernte sie es, einen Hut zu garnieren. Die Herzogin von Teck gestattete ihrer Tochter keinen Toilettenluxus, und so lernte die junge Prinzessin alle Handgriffe einer geübten Modistin. In englischen Hofkreisen erzählt man eine reizende kleine Szene, durch die König Georg, damals erst neu vermählt und noch Prinz von Wales, die Schneiderkante seiner Frau entdeckte. Es war während der Winterwochen in Port, unangemeldet trat der Prinz plötzlich in das Zimmer seiner Frau. Georg V. fand Königin Mary bei eifriger Arbeit an einem Tische, auf dem Bänder und Nähzeug ausgebreitet waren; sie nähte gerade eine Sammetjacke, die einen neuen Hut schmücken sollte. Und so ist auch die kleine Prinzessin Mary erzogen worden, die jetzt ihre Mutter nach Deutschland begleitet hat; auch sie weiß ihre Blusen selbst zu schmücken und konnte auf die Hilfe der Modistin verzichten. Darin spricht sich jener Trang zur Selbstständigkeit und zur Unabhängigkeit

* Der Gerichtsarzt als Meisterdetektiv.

Einige Verbrechen der letzten Zeit, besonders das furchtbare Meißerattentat, bei denen die Uebeltäter der Gerechtigkeit noch nicht überliefert werden konnten, verleiht der Frage wieder besondere Aktualität: der in einem Aufsatz der Revue einige Meisterleistungen kriminalistischen Spürsinns darstellt, glaubt, daß der wahre moderne Detektiv der Gerichtsarzt sei, der sich alle Errungenschaften der verschiedenen Wissenschaften, der Anthropologie, Physiologie, Anatomie, der Physik, Chemie, Photographie, Mikroskopie usw. zu eigen gemacht haben müsse, um dadurch zum wirklichen Hellseher zu werden. Um zu beweisen, was diese hauptsächlich von Bertillon ins Leben gerufene neue Wissenschaft vermöge, führt er eine Anzahl höchstinteressanter Fälle aus der Praxis an, von denen einige der wichtigsten hier wiedererzählt seien. Am 10. Oktober 1909 wird des Nachts im berücktigten Teile des Hafenviertels von Savre eine Kaschemmewirtin ermordet aufgefunden. Der hinzugerufene Gerichtsarzt ermittelt nach sorgfältigem Studium, daß der Mörder ein linkschänder mit kleinem Schnurrbart sei, der wahrscheinlich auf einem Schiff aus Sizilien angekommen sei; er sei 5 Fuß 6 Zoll groß, sei durch Einbruch bei der Frau eingedrungen habe sie getötet, um nicht von ihr beim Gefängnis überführt zu werden. All dies fand er, obgleich scheinbar gar keine Indizien da waren. Die linkschänderige Hand schloß er aus der Art, wie die Tür erbrochen war. Der Mörder hatte sich beim Eintritt verletzt. Neben dem Blutfleck befanden sich Spuren einer geschmolzenen Kerze; daraus konnte man schließen, daß er die Kerze in der rechten Hand getragen hatte; in der linken mußte

er das Mordinstrument, wahrscheinlich einen Toischläger, gehalten haben. Den Wandschrank, in dem das Geld lag, hatte er ebenfalls mit der Linken geöffnet. Die mikroskopische Untersuchung der Kerzenpuren ergab, daß es sich um eine Kerze handelte, wie sie in Sizilien fabrikt werden. Der Arzt erinnerte sich an dieses Detail aus der Sammlung Bertillon, die Exemplare von allen Kerzen der Welt vereinigt. An den Kerzenpuren befanden sich zwei winzige rote Härchen, die unbedingt von einem Schnurrbart stammen mußten. Der Mörder mußte nach der Untat durch irgend eine Reflexbewegung sich in den Bart gebissen oder sich an ihm gerissen haben. Daraufhin wurde festgestellt, daß ein Schiff, die „Donna Maria“ aus Sizilien im Hafen lag; ein linkschänder mit rotem Schnurrbart namens Fosorazzo wurde verhaftet und gestand das Verbrechen ein. Ein anderer merkwürdiger Fall spielt in Berlin und hat eine Chantantfängerin zur Heldin. Das Mädchen wird tot aufgefunden, mit den Fingerspitzen am Hals; ein Blutstrom fließt aus dem linken Arm; ein starker Chloroformgeruch herrscht im Zimmer, sonst kein Zeichen. Der Arzt erklärt nach eingehendem Studium, daß der Mörder ein Arzt sein muß, von großer Statur, mager, mit langem schwarzen Bart. Die Messung der Fingerabdrücke ergibt, daß Zeigefinger und Mittelfinger der rechten Hand genau von derselben Länge waren, aber ein Zentimeter länger als der Ringfinger. Er trug Schuhe mit eisenbeschlagenen Absätzen und litt an der Schlafkrankheit. Der Arzt hatte die Glasstücke einer zerbrochenen Pipette gefunden und bei der mikroskopischen Untersuchung festgestellt, daß sie Tripanosomen, die Erreger der Schlafkrankheit enthielten. Das Blut war völlig rein. Der Arm der Getöteten zeigte einen Einschnitt, der von einer geübten Hand mit einer Lanzette ausgeführt war und zwar in der Art, wie man eine

Bluttransfusion vornimmt. Der Mörder mußte ein Arzt sein und aus Afrika die furchtbare Schlafkrankheit mitgebracht haben, die ihm den sicheren Tod vor Augen stellte. Nun glaubt man am Kongo, daß die Zuführung von frischem Blut noch Heilung bringen könne; er hatte also das Blut der Sängerin zu seiner Rettung benutzen wollen, hatte sie mit Chloroform betäubt, und als sie erwachte, sie am Schreien hindern wollen, und sie so ersticht. Nach diesen Indizien war es leicht, den Mörder festzustellen, aber er konnte nicht mehr der Gerechtigkeit überliefert werden, denn der völlig Abgemagerte starb bald an seiner Krankheit. Bei einem dritten Fall handelte es sich um den Diebstahl der wunderbaren Smaragden, die den höchsten Stolz und den kostbarsten Besitz einer Baronin von C... bildeten. Sie wurden aus einer unauffälligen Holzfüllung in der Wand, die wiederum in einem „diebesicheren Gelschrank“ angebracht war, aus dem Schlafzimmer der Baronin gestohlen. Die Dame, die sonst einen sehr leisen Schlaf hatte, war mit einer schweren Dumpschicht im Kopf nach dem Verschwinden der Preziosen erwacht. Der Gerichtsarzt untersuchte zum großen Erstaunen der Baronin ihr Blut und nahm Messungen mit einem merkwürdigen Apparat, einem Bertillonischen Dynamometer vor. Dann erklärte er, daß ein Mann und eine Frau den Diebstahl ausgeführt hätten, von denen eine Person im Hause wohne. Der Mann hinfte, das rechte Bein sei kürzer als das linke, die Frau sei blutarm. Die Dame sei durch Stickstoffgas betäubt worden, das man durch das Schlüsselloch habe zutreten lassen. Der Gelschrank sei mit Hilfe von Acetylen gas geöffnet; die Diebe hätten gewußt, wo sich die Smaragden befanden. Die Frau habe auch ein Ekzem, der Mann habe grobe grauwollene Strümpfe getragen. Bei der Hausdurchsuchung fand man bei dem Kellermeister einen der

Patent-Drogerie.
Apotheken.
Sageni.
Telephon 822.
Rotband.
hns
m besten
Beerren
bis Oktober
pro Pfd. frei
unter Nach
von 20 Pfd. an
nur ausgeführt
Berchard.
für Verwertung
des Wols Hoff.
de-Muhr.
chten
Schuppenflechte,
Hautausschläge,
Fuße
geschwüre, Aden
ger, alle Wunden
hr hartnäckig
ergeblich heilt
n, mache noch ein
bestens bewährte
-Salbe
Bestandteile:
15 g. 2,3,
gehen täglich ein
Originalpackung
und mit Firma
Weinböhle-Dresden
weise man zurück
den Apotheken.
teiner-Holländer.
u. schnittige Ware,
unverfälscht, ion
are, netto 8 Pfund
Bühnenstücke mit
halt der Wd. nur
erjeht ab hier un
106
nn, Stortorf L. 8. 305
TUNG!
aar Schuhe
e für nur Mk. 10.
Zahlungsstückung
sen Fabriken wer
ragt einen grossen
te tief unter dem
reis loszuschlagen
daher an jeder
an Herren- und
amen-Schnür
oder braun oder
schwarz, mit stark
lederboden, hoch
e Facon. Grösse
4 Paar kosten
Versand gegen
Nachnahme 61
s Schuh-Expor
(estr.) Nr. 88.
stattet auch Geld
retour.
Bauschule
Rastode (Oldbg.)
Meister- u.
Pollerkurse.
Vollständ. Aus
bildung i. 5 Mon.
l. Progr. frei.
der Heise
rück!
d. Rusche,
rat für Haut-
bleichkrankheiten,
Sichtbehandlung.
en i. W.,
Jennifr. 1906

aus, der Königin Mary schon als Kind eigen war und von der Mutter gepflegt wurde. Als damals die junge Prinzessin von Teck auf ein Jahr nach Italien 399 und noch nicht abtante, daß sie vereinst Königin von Großbritannien werden würde, war es der Mutter strenger Wunsch, daß die Prinzessin auch bei ihren Studien von Anfang an zur Selbstständigkeit erzogen werde, damit sie es lerne, unabhängig von der Hilfe und dem Beistand anderer Menschen durchs Leben zu kommen.

Wie Bismarck „Klingelte“.

Als Fürst Bismarck als Bundesgesandter in Frankfurt weilte und im Hause eines dortigen Patriziers wohnte, vermählte er einen Glöckner, mit dem es ihm möglich gewesen wäre, seinen Diener aus dem oberen Stockwerke in das Arbeitszimmer herabzurufen. Er ließ den Hausherrn ersuchen, eine solche Klingel herzustellen. Allein der Patrizier, der ohnehin den Breuken nicht sehr grün war, gab zur Antwort, daß seine Mietsparteien in der Regel derartige Wünsche auf eigene Kosten befriedigen müßten, und er wußte nicht, warum in diesem Falle eine Ausnahme gemacht werden sollte. Einige Tage später trachtete ein Viskolenschuß durch das Haus. Erschrocken durchdrachte der Eigentümer alle Räume und kam endlich in Bismarcks Arbeitszimmer, wo die noch rauchende Waffe auf dem Tische lag, der ebenfalls „rauchende“ Bismarck aber ruhig hinter seinen Akten lag. „Um Gottes Willen, was ist geschehen?“, rief der Hausherr. „Gar nichts“, versetzte Bismarck, „seien Sie ganz unbesorgt, ich habe nur meinem Diener oben ein Zeichen geben wollen, daß er kommen soll. Es ist ein ganz harmloses Signal, an das Sie sich gewöhnen werden.“ Letzterer Rat erübrigte sich, denn Bismarck bekam in kürzester Zeit die von ihm gewünschte Klingel.

Ein weiblicher Bürgermeister in Deutschland.

Deutschland hatte schon im Jahre 1818 einen weiblichen Bürgermeister aufzuweisen, der die ihm anvertrauten Geschäfte seiner Stadt in hervorragender Weise zu leiten wußte. Im Jahre 1818 war in der Stadt Lemgo das Ehrenamt eines Bürgermeisters zu besetzen. Die Einwohner trafen zusammen und berieten lange, fanden aber keine Person dieses wichtigen Postens für würdiger, als die damalige Fürstin des Landes: Pauline von Lippe-Deimold. Die Wahl des Bürgermeisters war gerade damals für die Stadt von außerordentlicher Wichtigkeit, da die Verwaltung bei den zerrütteten kommunalen Finanzen ganz besondere Klugheit und Umsicht erforderte. Mit liebenswürdiger Naivität überbrachte eine Deputation der Fürstin den Beschluß der Bürgerschaft, die hohe Frau nahm das Amt auch wirklich an und verwaltete es jahrelang zu aller Zufriedenheit. Pauline von Lippe-Deimold war in mehr als einer Hinsicht eine höchst ausgezeichnete Frau, deren überaus segensreiches Walten nicht nur ihrem Lande, sondern der gesamten Kultur Deutschlands zugute kam. Sie füllte ihre Stellung als Regentin des Landes, das sie für ihre Söhne vormundtschaftlich regierte, mit dem ganzen Aufgebot ihres Geistes und ihres großzügigen Charakters aus. Ihre Regierung gereichte dem kleinen Fürstentum Lippe-Deimold, das damals 80 000 Seelen umfaßte, so zum Segen, daß diese Zeit trotz der in sie fallenden französischen Invasion einen Glanzpunkt in der Lippe'schen Geschichte bildet. Unter diesen Umständen war es ganz verständlich, daß die hiesigen Bürger von Lemgo auf den Gedanken kamen, ihre Fürstin zum „Bürgermeister“ zu wählen. Sie rechtfertigte das in sie gesetzte Vertrauen in hervorragender Weise. Sie arbeitete oft halbe Nächte hindurch, um die übernommenen Obliegenheiten erledigen und die gehoffte Verbesserung der kommunalen Verhältnisse erzielen zu können. Stundenlang saß sie mit den Mitgliedern des Gemeinderats zusammen, um über das Wohl der Stadt zu beraten, und keine Mühe schien ihr zu groß, die ihr hierbei Gewinn versprach. Ihr umsichtiger Blick hatte bald erkannt, woran es am meisten gebrach. Mit unermüdlichem Eifer sorgte sie vor allem für die Verbesserung des Armenwesens, errichtete eine Erwerbs- und Freischule, ein Kranken- und Waisenhaus, eine Irrenanstalt und manche andere wohltätige, für das allgemeine Beste berechnete Institute. Eine ihrer milden Stiftungen verdient besonders hervorgehoben zu werden, die für den edlen, wahrhaft menschenfreundlichen Sinn dieser Fürstin zeugt, ihren Namen weithin bekannt machte und den Anlaß zu einer ganzen Reihe ähnlicher Unternehmungen in anderen deutschen Staaten gab. Es sind die durch sie zuerst ins Leben getretenen Kleinkinderbewahranstalten.

„Dumm Tügs; dat Water is ümsüß!“

Von der Prinz Heinrich-Fahrt durch Bochum wird noch nachträglich eine hübsche Episode bekannt. Wegen des Umbaus der Eisenbahnbrücke in Altenbochum hatte der Prinz, der sein Auto selbst steuerte, den Weg über die Schul-, Dorf- und Nordstraße nehmen müssen, um wieder zur Wittenerstraße zu gelangen. Auf der Nordstraße mußte, wie man dem „Markt. Sprecher“ schreibt, Halt gemacht werden, um die Motorzylinder zu kühlen. Auerkannt betrat der Prinz ein Haus und bat um einen Eimer Wasser. Seinem Wunsche wurde gern entsprochen. Der Frau, welcher er den leeren Eimer zurückgab, drückte Prinz Heinrich für ihre Mühe ein Markstück in die Hand;

Smaragdbringe, aber der Arzt konnte auf dem Smaragd leichte, fast unbemerkbare Fingerabdrücke feststellen, die erwiesen, daß der Kellermeister den Stein nicht berührt hatte. Nunmehr wurden ein Diener und seine Geliebte festgenommen, auf die die Indizien paßten. Aber der Diener hinkte nicht. Als er seine Schuhe auszog, stellte es sich heraus, daß das rechte Bein kürzer war als das linke und daß er grauwellene Strümpfe trug. Der Arzt hatte an den Eindrücken auf dem gebognerten Parfett die Unregelmäßigkeit erkannt und mit dem Mikroskop seine graue Wollfäden gefunden. Den Eintritt von Stäbstockgas, auf das ihn die Dampfkraft im Kopf der Dame hin-

sie weigerte sich aber, dafür Bezahlung zu nehmen, indem sie meinte: „Dumm Tügs, dat Water is ümsüß!“ Der wies, konnte er durch Spuren am Schlüsselloch nachweisen, daß das Gas das Metall etwas zerfressen hatte. Den sicheren Beweis aber brachte ihm die Blutuntersuchung der Baronin, deren rote Blutkörperchen die Einwirkung des Gases aufzeigten. Als er dann noch aus Erbspuren an den Nägeln der rechten Hand des Dieners feststellte, daß die Smaragden vergraben waren, hielten ihn die überführten Diebe für einen Zauberer und gestanden alles. Prinz ließ diese Einwendung aber nicht gelten, bestieg das Auto und dampfte davon. Erst später wurde der Frau klar, wem sie das Wasser gereicht hatte.

Barthlosigkeit als Ehescheidungsgrund.

In Amerika wandelt der größte Teil der Männlichkeit barthlos durch die Welt. In den größeren Städten, in Newyork und in Chicago sieht man hin und wieder einen Vertreter der Männlichkeit mit des Mannes Zier, dem Schnurrbart auf der Lippe. In den kleineren Städten aber hält die männliche Bevölkerung an dem althergebrachten Gebrauch fest, sich das Gesicht glatt rasieren zu lassen, und selbst diejenigen, die in Amerika einwandern, tragen den Bart nur noch kurze Zeit, dann fällt er meistens der Mode zum Opfer. Eine sehr scherzhafte und belustigende Ehescheidungsfrage wurde kürzlich in einer kleinen Stadt Amerikas verhandelt. Dort wohnte seit einiger Zeit ein Deutscher, der mit seiner jungen Frau in das Land der unbegrenzten Möglichkeiten gewandert war. Die junge Frau war ihrem Manne schwärmerisch zugetan, plötzlich aber änderte sich ihr Gefühl, sie wurde kühl und fühlte. Sie beantragte schließlich die Scheidung von ihrem Manne. Der Arme war sich keiner Schuld bewußt und erklärte auch vor dem Rabi, daß er nur seiner Frau zuliebe gelebt habe, eine andere Frau überhaupt nicht angesehen habe, daß er fleißig arbeite, um seiner Gemahlin ein angenehmes Leben zu verschaffen, und daß ihm dieses auch gelungen sei. Die Frau schüttelte zu den Ausführungen des Mannes den Kopf, endlich ließ sich ihr Anwalt vernemen und der erklärte, daß die Frau den Grund zur Ehescheidung in der Schnurrbartlosigkeit des Mannes erblickte. Als das Ehepaar sich heiratete, hatte der Gatte einen prachtvollen und schneidigen Schnurrbart aufzuweisen. Die jungen Leute wanderten nach Amerika aus und hier folgte der Mann der allgemeinen Mode und ließ sich sein Gesicht glatt rasieren. Die Frau hat den Mann einige Male gebeten, sich doch wieder einen Schnurrbart stehen zu lassen, er aber nahm darauf keine Rücksicht. Die Frau meinte, daß ihr Mann durch den abgenommenen Schnurrbart und das glatte Gesicht ein ganz anderer für sie geworden sei, er hätte zuerst so verändert ausgegesehen, daß sie ihn nicht wiedererkannt habe. Der Gerichtshof sprach daraufhin die Scheidung aus.

Neue Methoden im Kampfe gegen die Heuschrecken.

Der Schutz gegen die Heuschrecken ist eine Lebensfrage für die Landwirte, besonders in den südamerikanischen Ländern, wie Argentinien, Paraguay, Bolivien, Uruguay und Brasilien. Dort treten die Heuschreckenschwärme in so unaussprechlich großen Massen auf, daß in wenigen Minuten blühende Kulturen restlos vernichtet sind. Der Niederichlag dieser Insektenwolven ist so stark, daß Eisenbahnzüge zum Stehen gebracht werden, weil die Kraft der Lokomotive nicht ausreicht, die Berge von Heuschreckeneiern, die sich auf den Schienen aufstürzen, zu überwinden. Da die bisherigen Mittel der Farmer, hohe eiserne Drahtgitter, als Schutz gegen den ersten Anprall, keineswegs genügend Schutz gewähren, hat man versucht, die junge Brut zu vernichten, indem man durch komprimierte Luft brennende Naphthalinlampen auf ihr Lager schleuderte und so ganze Heuschreckentämme verbrannte. Aber auch das war auf die Dauer nicht hinreichend. Nun hat die Regierung neue, raffinierte Kampfmethoden ausarbeiten lassen. Man ließ vom Institut Pasteur in Paris ein Serum kommen, mit dem man viele Heuschrecken impfte, die dann durch Ansteckung Millionen ihrer Stammesgenossen in zwei bis drei Tagen ausrotten. Dies Mittel hat in Mexiko und Argentinien Wunder gewirkt. In Argentinien züchtet man auf verschiedenen Stationen eine Fliegenart, die unschädlich für Menschen und Haustiere, als gefährlicher Parasit der Heuschrecken sie wirksam bekämpft. Es steht zu hoffen, daß der Mensch durch Technik und Wissenschaft auch dieser ägyptischen Landplage in absehbarer Zeit Herr werden wird.

Wieder ein Opfer der Spielwut.

Schon wieder hat das Spielernest Enghien les Bains bei Paris, wo sich das traurige Ende des Berliner Justizrats Michaelis abgespielt hat, ein Opfer gefordert, und wiederum handelt es sich um einen Deutschen, wahrscheinlich sogar um einen Berliner, der dem Spielteufel dort zum Opfer fiel. Heute früh fanden Arbeiter von Enghien auf der Eisenbahnstrecke zwischen Enghien und Ermont, 500 Meter vom Bahnhof Enghien entfernt, die Leiche eines elegant gekleideten Herrn, dem vom Juge die Brust eingedrückt und das rechte Bein zermalmte war. Die Leiche wurde in das Krankenhaus der Gemeinde Soisy gebracht, und die Gendarmerie von Mont Morency wurde benachrichtigt. Papiere, die man in der Todtasche fand, ergaben, daß es sich um einen Deutschen Ernst Seiffert handelt. Man fand eine Rechnung des Hotels Bristol in Paris auf diesen Namen lautend, ein Villetter erster Klasse Paris-Enghien und einen an einen Berliner Notar gerichteten Brief, in dem Seiffert seinen Entschluß kundgibt, seinem Leben ein Ende zu machen und um Benachrichtigung der Angehörigen und Regelung der Familienangelegenheiten bittet. Seiffert scheint die Nacht, nach der er den Spielfaß ausgeplündert verlassen hatte, umhergeirrt zu sein und sich dann unter einem der Jüge geworfen zu haben. Das an den Berliner Notar gerichtete Schreiben

gibt einen Anhaltspunkt dafür, daß Seiffert einer wohlhabenden Berliner Familie zu entstammen scheint. Das Räuber über seine Person bedarf noch der Aufklärung.

Italienische Advokaten-Tricks.

Der bekannte italienische Rechtsanwalt C. Veneziani veröffentlicht in einer italienischen Zeitung einen lustigen Aufsatz über die Mittel und Wege, durch die berühmte italienische Rechtsanwälte die Geschworenen zu führen verstanden, um für ihre Klienten einen Freispruch oder ein sehr mildes Urteil zu erwirken. Veneziani erlebte vor mehreren Jahren eine lustige Szene. Der Rechtsanwalt hatte einen Raubmörder zu verteidigen. Am Tage seines Vordrögers erschien des Anwalt freudig und abgemagert an Gerichtsstelle, ein Freund mußte ihn stützen und mit erlöschender Stimme erklärte der Advokat: „Seit drei Tagen habe ich keinen Bissen genossen. Ich wollte erproben, zu welchen Ausschreitungen die Qual des Hungers mich treiben könnte. Ja, meine Herren Geschworenen, jetzt, unter den Qualen des Hungers vermag ich es zu verstehen, wie aus dem Raub ein Totschlag werden konnte.“ Und er schilderte die gräßlichen Leiden des Hungernden. Der Angeklagte erhielt die niedrigste Strafe. Ein anderer Rechtsanwalt, der gegenwärtig Abgeordneter ist, hatte eine Frau zu verteidigen, die ihren geistesgekränkten und gewalttätigen Mann ermordet hatte. Als sein Vordröger begann, stürzte der Anwalt zu dem vergitterten Käfig, der in Italien die Anklagebank birgt, flammerte sich mit den Händen an die Eisenstäbe und schrie schluchzend: „Tritt heraus, Du unglückseliges, hilfloses Opfer der menschlichen Grausamkeit. Denn nicht Du sollst hier schmachten, nein, ich!“ dann kreuzte der Anwalt die Hände, hielt sie dem Carabinieri entgegen und rief, am ganzen Körper bebend: „Carabinieri, mich nehmt fest, fest! Die Hände mit Euren Eisen, denn wahrlich, an Stelle dieser Frau hätte ich das gleiche Verbrechen begangen und begehren müssen.“ Und diese Szenen und Melodramen erfüllten bei den Geschworenen in Italien fast immer ihren Zweck. Der vor einiger Zeit verstorbene bekannte Anwalt Catoli brachte eines Tages vor Gericht in halloles Schluchzen aus. Nach ein paar Minuten weinten alle Geschworenen mit, niemand wußte eigentlich, warum. Als dann endlich Catoli die Sprache wiederzufinden schien, schluchzte er noch immer fassungslos: „Ja, meine Herren, ich weine, ich weine, denn ich vermag nicht die Worte zu finden, die würdig wären, die Unschuld zu verteidigen.“ Catoli war ein kluger Anwalt und ein guter Psychologe. Er sagte kein Wort weiter, schloß mit diesem Satz sein lapidares Vordröger und konnte eine halbe Stunde später seinem Klienten zum Freispruch gratulieren.

Kaffee Tripolis.

Welche Erbitterung auf seiten der Italiener gegen die Türken herrscht, zeigt ein hübsches Erlebnis, das ein Mitarbeiter des „Cri de Paris“ vor einigen Tagen in Neapel gehabt haben will. Von früheren Besuchen her war ihm das „Kaffee Turco“ wohl bekannt, und als er seine Schritte jetzt wiederum nach Neapel lenkte, wollte er auch die altgewohnte Stätte wieder aufsuchen. Doch wer beschreibe sein Erstaunen, als er das „Kaffee Turco“ nicht mehr vorfindet! Er fragt einen Schutzmann nach dem Schicksal des Kaffees. Die Antwort ist Kopfsschütteln und die in entrüsteter Tone gemachte Bemerkung, daß es niemals in Neapel ein „Kaffee Turco“ gegeben habe. Ebenso ergeht's dem Pariser, als er sich an einige Passanten heranwagt. Zuletzt bittet er auch einen jovial aussehenden älteren Herrn demütig um Auskunft, was denn aus dem alten „Kaffee Turco“ geworden sei. Und der biedere Alte gab ihm stolz zur Antwort: „Es ist heute das Kaffee Tripolis, Signor!“

Durch die Supe.

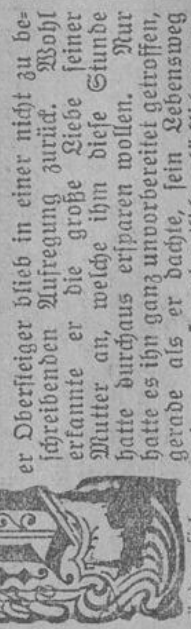
Ein Stüdchen Zeitgeschichte in Versen.

Einen bösen Unglückschatten
Wirft die letzte Woche nach,
Wieder hat der Tod gewüthet
In der Erde tiefem Schacht,
Eine Grubenkatastrophe
Hat mit roher Feuerkraft
Im westfälischen Gebiete
Hundert Mann hinweggerafft.
Traurig lafen wir die Kunde
Von dem schmerzlichen Verlust,
All der Braven, die da plötzlich
Aus dem Leben fortgemüth.
Unser Kaiser selber eilte,
Um die erste Not zu wenden,
Schleunigst zu der Unglücksstelle,
Seine und der andren Spenden
Sind bestimmt, die Not zu lindern
Bei den Frauen und den Kindern.
Eine frohe Jubelfeier
Rand bei Krupp in Essen statt,
Dessen Firma hundert Jahre
Jüngster Zeit bestanden hat.
Machtvoll hat sie sich entwikkelt
In der Zeiten raschem Lauf,
Ihren weiteren Emporkstieg
Hält kein Menschenarm mehr auf.
Stolzer kaum ist ein Beweis
Wohl von deutscher Männer Fleiß.
Zum Besuch in Russland wollte
Kürzlich Herr Poincaré,
Um Bedingungen zu treffen
Für ein Bündnis auch zur See,
Viel man noch einmal die Zeitung
Jüngst aus Finnlands Raifertagen,
Scheint es fast, als ob die Russen
Wieder auf zwei Schultern tragen,
Hier wie dort zu gleicher Zeit
Herrschte eitel Freudigkeit,
Wenn die Russen zugehören.
Wenig Freude weckt die Nachricht
Jüngster Frist aus der Türkei,
Daß schon wieder dort ein Wechsel
Im System im Gange sei.
Daß sich die Ministerkrisis
Zum politischen Standal
Und zu bösen Aufrührungen
Wieder auszuwuchs dieses Mal
Grade zu den harten Zeiten,
Die der Krieg dem Land gebracht,
Können Einigkeit und Frieden
Nur verbürgen Kraft und Macht.
Beides braucht der Tirke dringend;
Will er jetzt den Kopf verlieren,
Wird am meisten in Italien
Man darüber triumphieren.

Walter-Walter.

Grunden der Züge am häuslichen Herd.

Erählung von H. Kömer-Eisen. Ueberfest von D. Kömer-Berlin.



er Oberflieger blieb in einer nicht zu beschreibenden Aufregung zurück. Wohl erkannte er die große Liebe seiner Mutter an, welche ihm diese Stunde hatte durchaus ersparen wollen. Nur hatte es ihn ganz unvorbereitet getroffen, gerade als er dachte, sein Lebensweg

wurde auch zu einem außerordentlich glänzenden
auswachsen. Sein Vater trug zwar einen unermüdlichen
Schweiß, war aber weise das? Das war der Glück
der Sünde, sie trat auch ihn als Kind. Sollte er, mit
denen belassen, den Frieden in der Familie seiner
Borgelassen und Wohlfahrt fördern? Nein, das konnte
er nicht, früher oder später könnte die Sache doch zu
ihren Ohren kommen, da war es besser, von vornherein
zu verläugnen. Ob das Herz auch bis zum Zerplatzen
räumte, er mußte den Weg gehen, den sein Ge-
wissen ihm vorschrieb. So legte er sich denn hin und
schrieb an Luise einen kurzen Brief, durch welchen er
ihr mittheilte, daß er suchen in Erfahrung gebracht, daß
in Glück auf seiner Familie ruhe, er dürfe und wolle
ihren und der Eltern Frieden nicht stören, daher gebe
er ihr Wort zurück.

Diesen Brief steckte er am Morgen bei seiner Abreise in den Briefkasten. Schließlich langte er mit seinem Vater in Hamburg an und suchte zuerst seinen Aufstieg zu erledigen.

Durch einen Freund, welcher in Hamburg als Begeheimungsamt tätig war, gelang es ihm bald, die nicht ganz laubaren Handlungen der Kohnfirma zu durchschauen, und sein feines Auftreten veranlaßte dieselbe, endlich ihren Verpflichtungen gegen das Bergwerk nachzukommen.

Am anderen Tage belegte Fritz Köller einen Platz auf dem fälligen Dampfer nach Amerika und reiste mit seinem Vater nach Ruhhaven ab.

Der Schnelzug war wenig beliebt. Sie fuhren allein in einem Wagen eines Mannes, der ganz recht, er konnte so ungeföhrt seinem Vater die nöthigen Mittheilungen machen. Er zog eine Briefkassette hervor, welche mit Bandnoten gefüllt war. Er entnahm derselben fünf Hundertmarkscheine und hielt sie dem Vater hin, indem er sagte:

„Das ist alles, was ich beſitze, aber ich verſpreche dir, mehr nach Amerika nachzuſenden, du ſollſt keine Noth leiden.“

Da traf ihn ein höhnisch grinseuder Blick aus den Augen des Zingerebden, der seinen feindlichen Gefühlen unendlich wehe tat, — und ehe er sich verlor,

45.) hatte derselbe mit einer Hand die Briefstücke ergriffen und mit der anderen seine Kehle erfaßt, als würde die in einem Scharfbode zusammengepreßt. Doch die Angst der Verapfehlung verließ ihn doppelte Kräfte, mit einem furchtbaren Stöße schoberte er den Angreifer von sich ab. Er schlug gerade gegen die Stir. Diese brach auf und der Verbrecher stürzte rückwärts hinan.

Ein munterklingender Schrei tönte an des Sohnes, dann war alles still. Als dieser sich etwas erholt hatte, griff er beherzt nach der Nadel. Der Zug hielt nach wenigen Minuten. Grits legte die Beamen von dem Vorgehängen in den Rinnens. Bald fand man dann auch den Unglücklichen mit zerfetztem Gliedern auf, die Gefährliche noch fest in der linken Hand haltend. Man trug ihn in den Zug und bestattete ihn nach Angaben. Die Lezte flen tief.

daß der Lebensfaden des Verunglückten kaum länger als einige Sekunden noch ausfallen werde. Der Verletzte fühlte dies wohl auch selbst, denn er legte trotz der herbeigeleiteten Behörde ein offenes Bekenntnis ab: „Er sei gar nicht der Kaiserlicher, sondern Moskowitsch.“ Die Erzählung von der Gluth, die er er-

finden, denn Koller sei aus Gram vor langen Jahren schon im Zuchthause gestorben. Derselbe sei auch vollkommen unschuldig an dem Tode des Herrn Gellmuth, indem er sich bei der Schwurgerichtsverhandlung ausgesprochen genau der Wahrheit. Er selbst habe damals den Oberstaatsrath mit dem eisernen Lineal erlasiagen und habe dann die fehlenden hunderttausend Mark in Gold aus der Kasse entnommen. Für spätere Vergehen sei er dann ebenfalls ins Zuchthaus gekommen. Hier sei er dann ebenfalls ins Zuchthaus gekommen, daß habe der Koller wieder aufgenommen, weil er nicht wollte, daß nur noch wenige Monate gelebt. Als sich ihm nun vor ungefähr einem halben Jahre eine günstige Gelegenheit geboten, sei er aus dem Gefängnisse entflohen. Durch Zufall habe er erfahren, daß sich der Sohn Kollers in einer, geschätzter Stellung befindet; er habe daher beschloffen, die Intimität desselben auszunutzen und sich von ihm verschaffen zu lassen. Er hatte also sicher angenommen, daß Erich Koller ihn bei sich behalten würde.

Die von ihm selbst vorgeschlagene Ueberföhrung nach Amerika habe ihm gar nicht behagt, als er dann auf der Reise nach Kurpan die gefüllte Brieftasche auf der Heise mit sich herumgeführt. Er habe gesehen, sei die alte Geldgier in ihm erwacht. Er habe daher blitzschnell den Plan gefaßt, die Brieftasche zu rauben und Fritz Köller zum Zuge hinauszurufen, wobei derselbe seinen Tod finden würde. Er wäre

|||

der Idee einer durch den Menschen selbst getriebenen Fortbewegungsmaschine der große Newton, der im Laufe seines staatsmännischen Lebens die verfügbaren Dienste von der Regierung aus und unabhängig seiner Kunst abgelehnt und vornehmlich aus zwei Gegenständen einen Nutzen erliefen hat, den der Dantingfische ohne äußere Hilfe in Bewegung setzen konnte.

Rebus.



Mancher jagt sich selber, indem er einen andern lobt.

Genforschung.

Der mildthätigste Mensch ist der beste Mensch, zu allen gesellschaftlichen Tugenden, zu allen Frieri der Großmuth der aufgelegte. Wer uns also mildthätiger macht, macht uns besser und tugendhafter.

Pelling.

Tumor.

Wiederlich. Müller: „Schule liegt an einer
höheren Geschmückung. Der Arzt sagt, es ist sehr
wenig Hoffnung, und wenn er wirklich wieder aufstehe,
wäre er voraussichtlich sein Gedächtnis ganz verloren.“
Schumann: „Das ist wirklich sehr bedauerlich. Er ist mir
nämlich 100 Mark schuldig.“

Das Sey'n in sie. Der Heß auf der Bühne: „Nimm
 alle Mut zusammen, Geliebte, das Schicksal kommt noch!“
 Stimme von der Gallerie: „Noch schimmer? Wollen Sie
 fleicht fort sitzen?“

*
Höcher Erfolg. Freund: „Wie ich höre, hat dein

neues Trauerpiel großen Erfolg gehabt!"
Dichter: "Erfolg? Erfolg brüht gar nicht genug aus.
Die Damen haben so gemeint, daß die meisten von ihnen
mit dem ihnen von der Natur verliehenen Teint nach Kurlen-
gungen!"

nung gedüncten oder aufgelösten Waffen machte doch die Wunderkraft unter ihrem Vorfluche nicht nur in der Selbstthat wenigstens ebenso tüchtig wie die auswärtigen Legationäre, sondern bot ihnen auch eine gesicherte Möglichkeit, den Feind im fernsten Gefecht zu besiegen, ihn durch Ueberfälle im Laub, durch Hinterhalte und verheerete Rückzüge zu verwirren und aufzuheben.

Im Kampf lagte freilich die Ueberlegenheit der römischen Waffen nicht fern. Die Germanen hatten in noch keine entwickelte Industrie, die ihnen die Werkzeuge, aus dem Eisen vorzügliche Schilde und Lanzen, aus dem Leder weiche Harnen zu fertigen halfen, aus dem Felle wenigstens ihre Harnen zu fertigen halfen. Die römischen Harnen waren durch eine gute Beschichtung von Fell oder Leder und durch große Schilde, die aus Geseleht oder Holz bekleidet und mit Leder überzogen waren. Auch ihre Schwerter konnten sich nicht mit den primitiven und krummen Erzgeräthen der römischen Vorfahren vergleichen; sehr viel gebraucht sie den Dürspieß.

C. K.



Verwickelte Erfinder. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Erfinder gerade derjenigen Dinge, die wir täglich gebrauchen, um die Urheber derselben Erfindungen, die uns beständig umgeben, am leichtesten vergeßen werden. Erst hat es das Egoismus der geistvollsten Männer bedurft, um den einen oder anderen jener ganz gewöhnlichen Gegenstände herzuheben, deren sich heute jedermann gedanklos bedient. Zu diesen Erfindungen, die zum Teil allerdings schon wieder durch die Fortschritte der Kunst verdrängt zu werden drohen, gehört auch der Dienstmann, den man jetzt nur noch selten an den Straßen des Berlin begegnet, der aber doch in geschiedenen Städten noch ein uneingeschränktes Bedürfnis ist. Dessen Kopf ist nun zuerst der Gedanke entsprungen, an den Straßenenden Leute zu postieren und seine für eine gewisse Entschädigung zur Verfügung zu stellen? Es war kein anderer Gedanke, als Paul Scarron, der geistreiche Kombibändler und liebenswürdige Verschwender, der erste Mann der späteren Zeit von Maintenon und Orléans Ludwig's XIV., in dessen Saule sich die gewöhnlichsten Gesellschaften begabten, und der, um seine gerüttelten Finanzen eines schmerzlichen Brantens unter den fürstbaren Schmeizern aufzugeben, mit dem Lagers jenen Gedanken ausschulte, dem wir unsere „Notakrieten“ verdanken. Auch muß können wir häufig genug beobachten, daß Erfindungen von Leuten gemacht wurden, die zu der Art ihrer Idee in gar keinem vernünftigen Verhältniß stehen. So ist es zum Beispiel bekannt, daß die bereits in der Mitte vorigen Jahrhunderts von dem Apoloischen Erfinder zum ersten Male in die Praxis umgewandelt wurde, allerdings ohne klingenden Erfolg. Aehnlich verhält es sich mit der Erfindung des berühmten französischen Mathematikers Pascal, dem die Welt den Schießbrennen und den Dinnibus verdankt. Pascal war es, der das System der Gesellschaftswagen einfuhrte, der sich zu dem unangenehmen Dinnibusverleiher in Paris entwidelt hat, der dem Fremden sofort in die Augen fällt. Auch die Erfindung des Zuckerrabes und seines Vorgängers, des Treibrabes, ist auf Paris zurückzuführen. Dergleichen wurden dort bei den ersten Versuche vorgeführt. Trotzdem war der eigentliche Erfinder

dann ruhig mit dem Dampfer nach America abzugehen. Nun, ich habe" schloß er seinen Bericht, "so oft von banque geliebt, diesmal hat es mich selbst getroffen." Bald darauf gab er seinen Geist auf. Eine schwere Last nahm er von den Schultern des unglücklich leidenden Sohnes, jetzt war ihm sein ehrlieber Name zurückgegeben.

Obwohl es irgenb möglich war, trotz Strich Fäßer seine Heimreise an. Aber die Ereignisse waren ihm zuvorgekommen. Alle Zettungen hatten von dem trübseligen Geschehnisse des jungen Oberleutnants lange Berichte gebracht.

Als er daher bei seinem Begräbnisse eintraf, schloß ihm der selbe Mann in die Arme, mit dem er vorher, ihm den lang entbehrten Vater zu ersetzen.

Fräulein Dorothea Meiers aber führte ihm selbst ihre Tochter Julie zu und legte die Hände beider ineinander.

Das gab eine glückliche Hochzeit!

So wurde des Vaters Heiligkeit und Unschuld zum Segen des Sohnes.

Ende.

Ein deutsches Grab auf Fernando Po.

Mit dem Namen der spanischen Insel Fernando Po, die Insel-Romero vorgelagert ist und bestimmt sein dürfte, den bewußten Soldatenstand in seiner Abgrenzung, ist die Erinnerung an einen deutschen Soldaten verknüpft, der hier auf fremder Erde begraben liegt. Es ist dies der Botaniker Dr. Theodor Vogel, der am 2. von England 1841 ausgesandten Expedition zur Erforschung der Inselgruppe gehörte. Theodor Vogel war zu Berlin am 30. Juli 1812 geboren und hatte hier auch seine Gymnasial- und Universitätsbildung erhalten. Seit 1838 in Bonn am Botanischen Garten als Privatdozent angestellt, erhielt er die ehrenvolle Auszeichnung, an der Universität zu Bonn, die er mit der Erlangung des Doktorgrades im Jahre 1841 erlangte, die ihm 1841 den Rang eines Professors verlieh. Im Jahre 1841 wurde er zum Mitglied der Preussischen Akademie der Wissenschaften ernannt. In der Mitte des Jahres hatte man den Entschluß gefaßt, die Expedition zu Fernando Po zu entsenden. Die Expedition sollte die Inselgruppe untersuchen und die dortige Flora und Fauna untersuchen. Die Expedition sollte die Inselgruppe untersuchen und die dortige Flora und Fauna untersuchen. Die Expedition sollte die Inselgruppe untersuchen und die dortige Flora und Fauna untersuchen.



Die Geschichte der Expedition, ursprünglich und in den ersten Jahren nach der Gründung der Inselgruppe, b. h. der Insel Fernando Po, ist eine Geschichte der Entdeckung. Die Expedition sollte die Inselgruppe untersuchen und die dortige Flora und Fauna untersuchen. Die Expedition sollte die Inselgruppe untersuchen und die dortige Flora und Fauna untersuchen. Die Expedition sollte die Inselgruppe untersuchen und die dortige Flora und Fauna untersuchen.



Die Geschichte der Expedition, ursprünglich und in den ersten Jahren nach der Gründung der Inselgruppe, b. h. der Insel Fernando Po, ist eine Geschichte der Entdeckung. Die Expedition sollte die Inselgruppe untersuchen und die dortige Flora und Fauna untersuchen. Die Expedition sollte die Inselgruppe untersuchen und die dortige Flora und Fauna untersuchen. Die Expedition sollte die Inselgruppe untersuchen und die dortige Flora und Fauna untersuchen.

Kriegstunf bei den alten Germanen.

Die Kriegstunf bei den alten Germanen, ursprünglich und in den ersten Jahren nach der Gründung der Inselgruppe, b. h. der Insel Fernando Po, ist eine Geschichte der Entdeckung. Die Expedition sollte die Inselgruppe untersuchen und die dortige Flora und Fauna untersuchen. Die Expedition sollte die Inselgruppe untersuchen und die dortige Flora und Fauna untersuchen. Die Expedition sollte die Inselgruppe untersuchen und die dortige Flora und Fauna untersuchen.

Bei den Germanen herrschte die allgemeine Anschauung, nicht wie bei den Griechen, daß die Götter selbst die Kriege führten. Die Götter waren nur die Hüter der Götter. Die Götter waren nur die Hüter der Götter. Die Götter waren nur die Hüter der Götter.

Die Germanen hatten nämlich viel geringere und schwächeren Krieger als die Griechen. Die Germanen hatten nämlich viel geringere und schwächeren Krieger als die Griechen. Die Germanen hatten nämlich viel geringere und schwächeren Krieger als die Griechen.